

Bezugspreis:

Wöchentlich 70 Pfennig, monatlich 2.- Reichsmark voraus zahlen. Unter Kreuzband für Deutschland, Dänemark, Estland und Lettland, Österreich, Litauen, Luxemburg 4.50 Reichsmark, für das übrige Ausland 5.50 Reichsmark ges. Post.

Der „Vorwärts“ mit der Sonntagsbeilage „Woll und Feit“ mit „Siedlung und Kleingarten“ sowie der Beilage „Unterhaltung und Wissen“ und Sonntagsbeilage „Frauenstimme“ erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal.

Telegraphen-Adressen: „Sozialdemokrat Berlin“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Dönhoff 292-297.

Donnerstag, den 15. April 1926

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3
Vertriebsstellen: Berlin SW. 68 - Postkontor: Post der Arbeiter, Hauptstraße 2 und 3, Postk. 65; Diebstahl-Gesellschaft, Postfach 11, 2.

Anzeigenpreise:

Die einseitige Anzeigenbreite 50 Pfennig. Kleinanzeigen 6.- Reichsmark. „Kleine Anzeigen“ das Zeitungsblatt Wort 20 Pfennig (außerhalb zwei Zeitungsblätter). Jedes weitere Wort 12 Pfennig. Kleinanzeigen das erste Wort 15 Pfennig, jedes weitere Wort 10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Arbeitsmarkt Seite 60 Pfennig. Familienanzeigen für Wochenenden Seite 40 Pfennig.

Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 4 1/2 Uhr nachmittags im Postamt Berlin SW. 68, Lindenstraße 3, abgegeben werden. Gedruckt von 8 1/2 Uhr früh bis 6 Uhr nachm.

Die Verhandlungen mit Rußland.

Locarno, das Fundament.

Unerfreulich ist es, wenn das deutsche Volk ausschließlich des Reichstags und seines Auswärtigen Ausschusses aus der eng lischen Presse erfährt, daß sich in der deutschen Außenpolitik bedeutende Dinge vorbereiten. Die „Times“ brachten gestern, wie schon kurz gemeldet, unter der Überschrift „Deutschland und die Sowjetregierung, neuer Rückversicherungsvertrag, Unterzeichnung bevorstehend“, eine Meldung, wonach die deutsche und die Sowjetregierung über den Abschluß eines Vertrages verhandeln, den das Blatt glaubt, als einen „Rückversicherungsvertrag“ bezeichnen zu können. Dieser Vertrag sollte die Bedingungen des Rapallovertrages von 1922 denen des Locarno-Vertrages anpassen. Die französische und englische Regierung seien in den letzten Tagen durch den britischen Botschafter in Berlin und den deutschen Botschafter in Paris von dieser Absicht verständigt worden; es werde bestimmt versichert, daß dieser neue Vertrag in keiner Weise mit dem Geiste des Vertrags von Locarno im Widerspruch stehe.

Die deutsche Regierung hat auf die „Times“-Meldung hin bestätigt, daß mit Rußland verhandelt wird. Ueber das Ziel der Verhandlungen erzählt man wenig. Und so bleibt bis auf weiteres für die Öffentlichkeit nichts als eine reichlich unklare Sensation, die von jeder politischen Richtung des Inlands wie des Auslands nach Belieben gedeutet, gebraucht oder auch mißbraucht werden kann.

Was ist der neue Russenvertrag? Eine weitere einschränkende Auslegung des Locarno-Vertrages im Hinblick auf Aktionen des Völkerbundes? Ein Neutralitätsvertrag? Ein Schiedsvertrag? Ein Grenzgarantievertrag? Kann Deutschland Neutralitätsverpflichtungen nach der einen Seite und zugleich Solidaritätsverpflichtungen nach der anderen Seite übernehmen? Handelt es sich um eine „Rückversicherung“, um das von den Kommunisten geforderte „Bündnis mit Sowjetrußland“, oder um ein „Locarno des Ostens“, das mit dem „Locarno des Westens“ harmonisch zusammenklingt? Auf alle diese Fragen kann jeder nach Belieben antworten, und es läßt sich denken, daß die Antworten in der Weltpresse recht verschieden ausfallen werden.

Was uns betrifft, so meinen wir, daß man Verträge nur kommentieren kann, wenn man sie kennt. Der neue deutsch-russische Vertrag ist noch nicht fertig, und die beiden Verhandlungsteile hüllen sich in Schweigen. Daß von anderer Seite gesprochen wurde, ist ihr Recht.

Grundsätzlich kann heute schon gesagt werden: Jede Friedenspolitik, die ihren Namen verdient, hat die Verständ-

igung unter Nachbarn zur Grundlage. Diese Grundlage ist in Locarno geschaffen worden, sie zu festigen und auf ihr — ohne sie zu erschüttern — weiterzubauen ist jetzt die wichtigste Aufgabe. Jede Politik des gegenseitigen Auspietzens des Westens gegen Rußland, Rußlands gegen den Westen, Deutschlands gegen England, Polens und Rumäniens gegen Deutschland usw., ist unbedingt zu verwerfen. Deutschland kann ebensowenig eine Politik der Eintreibung und der Intervention gegen Rußland unterstützen, wie es sich als Schachfigur gegen den Westen gebrauchen lassen darf.

Einstweilen ist Deutschland noch gar nicht im Völkerbund und der Vertrag von Locarno ist darum juristisch noch gar nicht in Kraft. Das Fundament der deutschen Friedenspolitik ist also noch nicht gesichert. Vielleicht gibt es da oder dort in Deutschland Leute, die die stille Hoffnung hegen, der Vertrag mit Rußland könnte als eine an dieses Fundament gelegte Sprengpatrone wirken. Wir nehmen nicht an, daß die deutsche Regierung tuschelig genug sein könnte, das Spiel dieser Leute zu spielen.

Unser Wunsch und Ziel ist, daß Deutschland als Locarnomacht gute Beziehungen auch zu Rußland unterhalten möge. Auch die Politik der deutschen Regierung will, glauben wir, diesem Ziel dienen. Die Frage, ob sie auf den richtigen Weg dazu findet, bleibt offen, solange der Russenvertrag und seine Rückwirkungen nicht sichtbar sind.

Ruhige Auffassung in Paris.

Paris, 14. April. (Eigener Drahtbericht.) Die Meldung der „Times“ über deutsch-russische Verhandlungen ist für die Pariser Presse so spät gekommen, daß sie zu Kommentaren noch keine Möglichkeiten hatte. Aber der „Temps“ bespricht in ruhiger Tonart die Berliner Besprechungen mit Moskau: Die Sowjets, die nach wie vor eine revolutionäre Politik trieben, wendeten sich logischerweise gegen Deutschlands westliche Orientierung, die den Einfluß der Sowjetunion auf Deutschland schwäche. Zweifellos werde Berlin die Besprechungen so darstellen, als ob sie der Sache des Friedens diene, jedoch gebe die Sprache Tschitscherins zu der Befürchtung Anlaß, daß er Stresemann in Abenteuer hineinziehen wolle.

Im Auswärtigen Amt wurde nur kurz erklärt, daß die deutsch-russischen Verhandlungen voraussichtlich zu einem Abschluß kommen würden. Ein Kommentar wurde von amtlicher Seite nicht daran geknüpft.

Damit wird also die Version angedeutet, daß uniere Genossen Oda Olberg Rib Gibson mit ihren Papieren versehen und sie an ihrer Stelle nach Chiati entlandt hätte, wohl um sie psychologisch für das Attentat reif zu machen! Damit wäre zugleich der Überfall der Faschisten auf die Wohnung von Oda Olberg nachträglich gerechtfertigt. Es erübrigt sich, auch nur ein Wort über diese Hirnverbrannheiten zu verlieren.

Die Ehrenlegion für Kault!

Der Dank an einen Abgefägten.

Paris, 14. April. (Eigener Drahtbericht.) Die französische Regierung hat dem ehemaligen Präsidenten der Verwaltungskommission für das Saargebiet Kault „in Anerkennung seiner Verdienste“ auf diesem Posten die Würde des Großkreuzes der Ehrenlegion verliehen. Kault ist am Mittwoch vormittag von dem französischen Ministerpräsidenten Briand empfangen worden, der ihm den Dank und diesen Beschluß der Regierung übermittelt hat.

Kault hat durch seine undemokratische und verständnislose Französisierungspolitik in Deutschland den Völkerbund und in Europa Frankreich diskreditiert. Daß ein Kabinet Briand sich dazu hergibt, den im Dezember abgehalften und durch den Kanadier Stephens erstgesehen Chef der Saarregierungs-Kommission mit dem höchsten Rang des einzigen Ordens der französischen Republik auszuzeichnen, wird nicht nur in Deutschland, das wird auch in Frankreich Kopfstütteln bezeugen. Wenn jemand, so hat dieser englische und unfehlständige Verwaltungsaufseher nicht im Sinne, sondern gegen die Ordensdevise der Ehrenlegion gehandelt: Ehre und Vaterland.

Ueber einen deutsch-niederländischen Schiedsvertrag haben im Haag Verhandlungen begonnen. Es handelt sich um einen Vertrag nach dem Kuller der übrigen von Deutschland vor Locarno abgeschlossenen Schiedsverträge.

Die Abwesenheit einer russischen Delegation bei der Abrüstungskonferenz wird in Berliner Völkerbundkreisen nicht traurig genommen, weil man sich sagt, daß bei einer Teilnahme der Russen mit fobiel propagandistischen Anträgen und Reden zu rechnen gewesen wäre, daß das Ergebnis der Konferenz vielleicht noch weit mehr als durch die Abwesenheit Rußlands beeinträchtigt worden wäre.

Republikanischer Nachwuchs!

Ein Problem für den neuen Staat.

Aus republikanischen Beamtenkreisen wird uns geschrieben:

Auf einem für die Arbeiterklasse und ihre politische Stellung im Staate ungemein wichtigen Gebiet ist bisher immer noch nichts Ausreichendes geschehen: es ist keine Borsorge getroffen worden, um für die mittlere, insbesondere aber auch die höhere Beamtenschaft der Länder und des Reiches einen Nachwuchs aus den Reihen der Arbeiterkinder zu sichern. Wie sollen aber, wenn die Zusammensetzung der Beamtenchaft nicht von Grund auf geändert wird, jemals aus Reich und Ländern wirkliche Republikaner gemacht werden, in denen das Gros der Beamtenchaft nicht nur aus Opportunismus und Angst vor dem jeweils höchsten Vorgesetzten „loyal“ ist, sondern mit Herz und Kopf gleichermaßen zur freistaatlichen Verfassung steht.

Der junge Arbeiter hat nicht Zeit und Geld genug, die Schule bis zum 17. und 18. Lebensjahre zu besuchen, wie der Sohn aus besserstelligem bürgerlichem Haus. Er muß früh in die Werkstatt, um möglichst bald ein Mitverdiener in der Familie zu sein. Und wenn er auch durch Freistellen in der Schule die Möglichkeit erhalte — so, wie es in Amerika generell der Fall ist —, ohne einen Pfennig Kosten für Schulbesuch, Bücher, Lehrmaterial usw. bis zum Abschlußexamen formgymnasiums, eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule die Schule zu besuchen, so würde das sich doch in den allermeisten Fällen daran zerschlagen, daß die Familie in der Zwischenzeit die finanzielle Mitarbeit des Sohnes nicht entbehren kann und daß, wenn Krankheit und Arbeitslosigkeit in das Elternhaus einziehen, seine Schullaufbahn ein jähes Ende finden würde.

Und weiter: käme er wirklich bis zum Abschlußexamen der Schule, so läte sich die neue Schwierigkeit des Universitätsstudiums vor ihm auf. Selbst dann, wenn auch hier völlige Gebührenfreiheit (die ebenfalls in Amerika in einer Hochschule je 2 es der mehr als 60 Staaten der Union eingeführt ist) ihn der Sorgen um die Aufbringung des Studiengeldes enthöhe und er seinen Unterhalt als richtiger Werkstudent durch Stundengeben und abendliche Arbeiten aller Art verdiente, so würde es doch wohl fast nie reichen, um auch der Familie die Mitarbeit des erwachsenen Sohnes zu ersetzen. Was folgt daraus?

Der Staat muß nicht nur Freistellen in den Schulen in größerer Zahl, als heute vorhanden sind, für nachweislich begabte Arbeiterkinder bereitstellen, sondern er mußte, um dem Prinzip: „Freie Bahn dem Tüchtigen“ endlich auch in der Praxis Geltung zu verschaffen, Mittel bereitstellen, um die betreffenden Arbeiterfamilien in die Lage zu versetzen, einen Sohn für die ganze Zeit seines Schulbesuches zu ernähren. Außerdem mühte in all den Fällen, in denen nachweislich der Ausfall der Arbeitskraft des Sohnes zu einer Notlage der Familie führt, ein Zuschuß zu der Stipendiensumme an die Eltern, Pflegeeltern usw. gezahlt werden. Auf diese Weise wäre für eine Reihe wirklich befähigter Arbeiterkinder der Schulbesuch — je nach Anlage eines Gymnasiums, eines Reformgymnasiums, eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule — gesichert. Nach beendigtem Schulbesuch, wenn das Urteil über die Fähigkeiten des einzelnen nun Siebzehnjährigen noch leichter abzugeben ist, als vorher in der beginnenden Pubertätszeit, entsteht nun die Frage: „Wohin mit dem jungen Menschen?“

In Betracht kommen als künftige Laufbahnen: die Justiz und die Verwaltung, und hier wiederum die Laufbahn des höheren und des mittleren Beamten. Ein Teil der Jungen, der Reigung und Befähigung zum juristischen Studium zeigt, geht auf die Universität, und zwar unter den gleichen Bedingungen wie in der Schulzeit (Gebührenfreiheit, Ernährungszuschuß für ihn und im Bedürfnisfall für die Eltern usw.). Das gleiche Verfahren muß Platz greifen, wenn die jungen Männer das Studium beendet haben und nun — je nachdem, ob sie in die Justiz- oder Verwaltungslaufbahn einreten wollen — als Gerichts- oder Regierungsreferendare eingestellt werden. Auch über diese, durch staatliche Zuschüsse bisher nur ungenügend unterstützte Referendarezeit muß ihnen, um die Ausbildung einer Gruppe endlich einmal konsequent durchzuführen, hinweggeholfen werden.

Auf diese Weise erhalten wir eine Anzahl fachlich vorgebildeter Menschen für die Laufbahn des Richters, des Staatsanwaltes und des juristisch vorgebildeten Verwaltungsaufsehers aus Volksschichten, die sonst kaum die Möglichkeit haben, Nachwuchs für die Beamtenlaufbahn bereitzustellen, und insbesondere für unsere Gerichte wird diese Beimischung von Arbeiterkinder eine Auffrischung und Verjüngung von gar nicht zu unterschätzender Bedeutung für die gesamte Rechtsprechung bedeuten. Weltfremde und Klassenjustiztätende Urteile wird man von diesen Leuten, die eine harte, antbehrungsreiche Jugend auch trotz der — gewiß immer nur knappen — Stipendien hinter sich haben und die zudem doch immer in Führung mit ihren Verwandten und Klassengenossen bleiben, wohl nicht zu fürchten brauchen!

Verrückte Verdächtigungen.

Wie man die Brandstiftung bei Oda Olberg zu begründen sucht.

Nach Mitteilungen des Pariser „Corriere degli Italiani“ hat das neuerdings faschistisch gewordene „Giornale d'Italia“, das gute Beziehungen zum jetzigen Innenminister Federzoni, seinem früheren Redaktionsmitglied, unterhält, am 9. d. M., also mehrere Tage nach dem Attentat der Rib Gibson und nach der Plünderung der Wohnung unserer Korrespondentin Oda Olberg-Berda, eine ganz seltsame Andeutung gemacht. Das Blatt schrieb:

„Unter dem zahlreichen Publikum, das im Gerichtssaal von Chiati regelmäßig die Verhandlungen verfolgte, war die Gestalt jener Frau wiederholt aufgefallen, die ausländisch ausseh, weiße Haare, helle Augen und eine Gütliche Gesichtsfarbe hatte. Sie hatte mit großem Fleiß allen langen Sitzungen beigewohnt, wobei sie mit ihren Nachbarn debattierte und sich bei verschiedenen Korrespondenten ausländischer Blätter über die Entwicklung des Prozesses informierte.“

Damit war der erste schüchterne Versuch gemacht worden, die ganz verrückte Unterstellung zu lancieren, daß irgendein Zusammenhang zwischen der Attentäterin Gibson und Oda Olberg bestehen könnte!

Das faschistische Blatt in Florenz „La Razione“ griff sofort diesen Verleumdungsbau auf und wandte sich unter Hinweis auf die Andeutungen des „Giornale d'Italia“ an den Polizeikommissar Ballanise, dem die Kontrolle des Publikums und der Presseberichterstattung im Gerichtsgebäude von Chiati oblag. Dieser Beamte erstellte daraufhin die Auskunft, daß die einzige Person in Chiati, deren Signalement mit dem der Rib Gibson übereinstimme, eine ältere Ausländerin gewesen sei, die sich als Journalistin ausgegeben habe und die vom Presseamt aus alle Verhandlungen verfolgt hätte, wobei sie neben dem Berichterstatter des „Kronen“ gefesselt hätte. Es sei eine Frau von etwa 50 Jahren gewesen mit weißem Haar und einem sanften und ruhigen Bild. Der Kommissar habe sie um ihre Papiere ersucht, aus denen hervorgegangen sei, daß sie die Frau eines bekannten deutschen (?) Sozialisten wäre. Ihr Voh sei vollständig in Ordnung gewesen und lautete auf den Namen: Frau Oda Berda aus Berlin. Berichterstatterin des „Vorwärts“ und der „Arbeiter-Zeitung“.

Eine andere große Gruppe wird nach beendeter Schulzeit der Verwaltung zustreben, ohne daß ihre Angehörigen als rein juristische Fachbeamte gelten wollen. Diese Entwicklung sollte nach Möglichkeit begünstigt werden.

Der Kenner der Verhältnisse weiß, daß ein sehr großer Prozentsatz der Referate auch — und oft besser — von Männern ausgefüllt wird, die nicht das zweite juristische Staatsexamen abgelegt haben, sondern sich als Volkswirte, Organisations- und Gewerkschaften oder sonst als Männer des praktischen Lebens genügend durchgebildet und sich dabei doch im emsigen Selbststudium eine breite und gute Allgemeinbildung verschafft haben. Die Verwaltung darf und kann, wenn sie anders nicht rettungslos verfallen und bürokratisiert werden soll, auf keinen Fall darauf verzichten, ihre juristisch geschulten Fachbeamten in sehr starkem Maße mit anderen Männern zu mischen, die an sich moralisch und intellektuell sehr gut zum Beamten in verantwortlicher Stellung geeignet sind und die gleichzeitig doch in weit höherem Maße als der formal-juristisch geschulte Beamte mit seinem „vorgeschriebenen Lebenslauf“ vom Regierungskarriereamt an aufwärts durch ihre Fühlung mit dem praktischen Leben in die wichtigsten Gegenwartsfragen der Wirtschaft, der Sozialpolitik, des Arbeitsmarktes usw. eingeweiht sind.

Aus diesem Grunde soll gerade auch ein Teil der Beamtenanwärter aus dem Arbeiterstande von vornherein durch eine ganz neuartige und andersartige Form der Ausbildung dazu dienen, Breche in die starre Einheitsfront des alten Verwaltungsbeamtentums zu schlagen und einen Beamtentyp zu schaffen, der dem Staate und dem Lande gerade in Zeiten, wo es auf enge Fühlungnahme mit dem Volke und mit dem praktischen Leben wie auf ein verständnisvolles Eingehen auf die brennendsten Nöte und Sorgen der Massen und der Arbeiterklasse wie des Mittelstandes ankommt, ganz besonders wertvolle Dienste leisten wird. Eine solche Ausbildung würde bedingen, daß die jungen Leute am besten nach einigen Semestern volkswirtschaftlicher und staatsrechtlicher Studien auch noch Handelshochschulen besuchen und sodann als Teil ihrer regulären Ausbildung an Stelle der Referendarzeit als Volontäre in industrielle und gewerbliche größere und mittlere Unternehmungen, in Gewerkschaften, Banken, Bergwerksunternehmungen, Reedereien und andere Verkehrsunternehmungen, Exporthäuser usw. (zu einem kleinen Teil vielleicht auch in ausländische Filialen dieser Häuser) geschickt werden, immer unter Bewahrung von Zuschüssen für ihren Lebensunterhalt usw. Diese Ausbildung wird systematisch zu überwachen sein, so wie sie auch systematisch, nach dem Prinzip, einigermaßen abgerundete Kenntnisse zu verschaffen, angeordnet wird. Am Abschluß dieser Studien sollte dann noch ein Lehrgang an der Verwaltungsakademie oder an der Hochschule für Politik absolviert werden, an den sich am besten noch ein halbjähriges Arbeiten in einem Landratsamt unter persönlicher Anleitung des Landrats anschließt, um den Übergang in die eigentliche Verwaltung zwanglos zu erreichen. Auf diese Weise würden zwar keine juristischen Gelehrten und Studienathleten, wohl aber gut durchgebildete Menschen mit Kenntnis der Zusammenhänge des praktischen Lebens und mit Kenntnis vor allem dessen, was sie einmal später verwalten sollen, erzogen werden.

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Im Verhältnis zu der Größe der Aufgabe und gemessen an der drängenden Notwendigkeit, endlich, 7 Jahre nach der Revolution, mit der Beteiligung der Arbeiterschaft in einem angemessenen Verhältnis zu ihrer Stärke und ihrer Treue zum republikanischen Staat Ernst zu machen, sind die Kosten verschwindend gering. Sie erscheinen noch weniger, wenn man bedenkt, daß der Staat sich mit diesen Männern ein Verwaltungsfundament erbauen würde, auf dem er wirklich fest und gesichert ruhen wird. Dabei durch Errichtung von zweckdienlichen Lehrgangskursen für schon erwachsene Arbeiter der Prozedur der Republikanisierung der Beamtenklasse noch wesentlich beschleunigt werden könnte.

Kleinkaliber- und Abc-Schützen.

Deutschnationale Kraxler über pflichttreue Beamte.

Zwei große Dinge sind geschehen: Der Regierungspräsident von Köslin hat ein Rundschreiben an die Polizeibehörden erlassen, das folgenden Wortlaut hat:

Köslin, den 24. März 1926.
Der Regierungspräsident (L. 31 Tgb. Nr. 146/26 II geb.)
Geheim! Eigenhändig!

Ich ersuche um eingehende Ermittlungen über die Stärke, die Leistung, den Aufbau und die Bewegung des Jungsturms im dortigen Bezirk. Festzustellen ist auch, ob militärische Übungen abgehalten werden, wie oft sie stattfinden und welcher Art sie sind, ob eine Verbindung zwischen dem Jungsturm und anderen sogenannten „vaterländischen“ Verbänden und Organisationen besteht und ob im dortigen Bezirk Zusammenziehungen von Angehörigen aus Organisationen wie Stahlhelm, Feldgrau, Korbach, Werwolf, Wiking usw. beobachtet worden sind, gegebenenfalls unter welcher Leitung, in welchem Orte, in welcher Stärke und zu welchem Zweck. Einem Bericht sehe ich bis zum 18. April d. J. entgegen.

gez. Cronau.
Befehlsh. gez. Untersch. Kriminaldetektiv.

Dieses Schreiben gibt der deutschnationalen „Pommerschen Tagespost“ Anlaß, einen Leitartikel im Abc-Schützen-Stil loszulassen, in dem dem Regierungspräsidenten unterstellt wird, er wolle sich bei — man denke! — Severeing durch solche „Bespiegelung“ der „wirklich nationaldenkenden“ Verbände lieb Kind machen. Daß die „wirklich nationaldenkenden“ Verbände, die in dem Schreiben aufgeführt sind, schon genug Unheil gestiftet haben durch ihre Militär- und Putschspielereien, ist den Deutschnationalen natürlich unbekannt.

Aber noch Schlimmeres: Nach der „Deutschen Zeitung“ soll Minister Severing den „Kleinkaliberschützenverein Kassel-Wilhelmshöhe“ aufgelöst haben mit der Begründung, daß die „vaterländischen Kleinkaliberschützenvereine“ ihre Mitglieder mit Unterstützung von Stellen der Reichswehr „zur Wehrhaftigkeit ausbildeten“.

Ueber diese Auflösungsverfügung ist die deutsche nationale „Deutsche Zeitung“ pflichtgemäß aus dem Häuschen geraten. Wir empfinden die Verfügung, wenn sie wirklich ergangen sein sollte, als durchaus berechtigt und notwendig. Es wird in Deutschland leider schon viel zu viel getnaßt. Und wenn schon das Schießen gelernt werden soll, dann ist es ein Unfug, wenn nur die Feinde der Republik, die sich fälschlich „vaterländisch“ nennen lassen, daran beteiligt sind. Was dem einen recht, muß dem anderen billig sein. Die Zeit der Hitterei muß endgültig ein Ende haben und beschäftigungslose „Generalstäbler“, die Abc-Schützen zu Kleinkaliberschützen ausbilden wollen, müssen sich eine andere und für das Volkwohl nützlichere Tätigkeit suchen.

Rückgang der Erwerbslosigkeit.

Um 3,7 Proz.

Die Entwicklung des Arbeitsmarktes in der zweiten Hälfte des März zeigt eine weitere mögliche Besserung. Die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger ist im Gesamtergebnis von rund 2 017 000 am 15. März 1926 auf 1 942 000 am 1. April 1926, d. h. um 3,7 Proz. zurückgegangen. Im einzelnen hat sich die Zahl der männlichen Hauptunterstützungsempfänger von 1 702 000 auf 1 624 000 vermindert, während bei den weiblichen Hauptunterstützungsempfängern eine kleine Zunahme von 315 000 auf 319 000 eingetreten ist. Die Zahl der Zuschlagsempfänger (unterstützungsberechtigte Angehörige von Hauptunterstützungsempfängern) ist ebenfalls zurückgegangen. Insgesamt hat sich die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger im März von 2 056 000 auf 1 942 000 vermindert.

einem solchen Programm könnte die Künstlerchor eine Reise durch deutsche Städte antreten und würde sicher große Erfolge zu buchen haben. Fried ist für derartige Musik der Eftalen, der Leidenschaft und der innerlich getriebenen Rotorik gerade der rechte Mann.

Da wir gerade bei den Geigerinnen halten, so soll hier Erica Morini genannt werden. Sie hat vor einigen Monaten das Konzert von Gajounoff und das von Tschaikowsky so virtuos, ein Mozartsches Konzert so flattrig und oberflächlich gespielt, daß man ob dieser großen Begabung verzweifeln konnte. Seit sie unter Leitung von Erich Kleiber das Beethoven-Vollkonzert gespielt hat, dürfte ein Zweifel an ihrer Entwicklung gänzlich ausgeschlossen sein. Wenn man von der Höflichkeit ihrer Körperbewegungen abliest, wenn man selbst die summierte Technik bei der Jugend dieser Künstlerin als selbstverständliche Voraussetzung für ihr Auftreten hinnimmt, so bleibt dennoch ein großes Plus zu buchen, das nicht vielen Geigern männlichen oder weiblichen Geschlechts zufällt. Das Sarghetto des Konzerts der Konzerte spielte sie mit einer so edlen Tonvolendung, so reif und tief empfunden, daß man Erica Morini von diesem Augenblick an zu den Künstlern großen Formats, nicht mehr zu den Technikern rechnen dürfte. Sie wurde außerordentlich gefeiert, mehr als es selbst in Berlin eine amerikanisch aufgemachte Reklame fertig bringt. Erich Kleiber, der allmählich zur Besinnung seiner selbst zu kommen scheint, dirigierte vorher das erste Concerto grosso von Händel. Auch er vermittelte glücklich das persönliche Herausstellen einer so selbsten Bravourtechnik und gab in breiten großen Strichen dem Werke, was des Wertes ist. Daß er jedoch nach den beiden verhängenden Ueberleistungsnöten des Graue eine Pause machte, um die Leute hereinzulassen, statt sofort in den letzten Satz hineinzuliegen, war ein Mißgriff.

Hubermann ließ sich hören, der trotz seiner polnischen Wurzeln nichts an Rännerschaft eingebüßt hat, ebenso Karl Fleisch, der selbst vor einem Forum von auserwählten Geigern und gerade vor diesen in unerhört schöner überlegener Manier Musik macht. Im Anfang der G-Moll-Sonate von Bach durch Unruhe in den Korridoren störrisch irritiert, setzte er sich mit einem Können und einem Stillhalten, der wesentlich besseren Aufgaben zugute kommen könnte, für Salonstücke von Dvorak, talmüßig singende Wellen von Ernest Bloch und empörend oberflächliche Jazzmusik von Wilhelm Grosz ein. Das Programm machte einen amerikanischen Eindruck; auf Meister Fleisch selbst hat das glücklicherweise nicht abgefaßt.

Den „Freunden alter Musik“ bereite Alice Ehlers ihren dritten Abend. Feiertag auch hier. Die Ehlers ist die einzige Künstlerin, die aus dem spärlichen Cembalo (allerdings ein Pianoforte-Instrument) Nuancen des Tons, Vielfältigkeit des Ausdrucks herausziehen kann, und die trotz eines starken Kunstwillens der Psychologie Bachscher Werke gerecht wird. Das zeigte sich besonders bei dem Capriccio über die Abreise des geliebten Brubers und in dem reizvoll herausgearbeiteten Fugenbema des Posthorns. Maria Jooqin war der süßere Gast; ihre Lieblichkeit kam der Art aus der Kaffeekontakte zu Hilfe, ihre Innerlichkeit einer der besessenen Arten, die selbstig Bach geschrieben hat (Schofe können sicher werden). Die zwei obligaten Flöten allerdings stimmten nicht zu der inneren Beteiligung der beiden musizierenden Frauen.

Ein Gastkonzert des „Sängerkranz“ aus Frankfurt a. d. O. zeigte, daß auch abseits von Berlin der Männergesang blüht, daß das Repertoire sich allerdings nicht von dem unserer einheimischen

Der „sozialdemokratische“ Gememörder.

Oder: Die Wandlungen des Pfarrers Benn.

Vor einigen Tagen behaupteten völkische Blätter und darunter „Das deutsche Tageblatt“, daß der in der Reichsliste zum Tode verurteilte Leutnant a. D. Benn seit 1918 Sozialdemokrat sei, worüber dann ein großes Triumphgeschrei angestimmt wurde. Tatsächlich ist Leutnant a. D. Benn niemals Mitglied der SPD. gewesen, sondern seit 1923 Angestellter des Landbundes, was ja so ziemlich das Gegenteil ist.

Als die Lüge entlarvt wurde, änderten einige völkische Blätter ihre Behauptung dahin, nicht Benn persönlich, wohl aber sein Vater, der Pfarrer Benn in Rohrin in der Mark, sei Sozialdemokrat. Nun würde dieser Umstand für die Bestimmung seines Sohnes an sich gerade so viel beweisen wie die Tatsache, daß der Vater des Putschisten Kapp ein 48er Demokrat war. Ueberdies steht es mit der sozialdemokratischen Bestimmung des Pfarrers Benn aber folgendermaßen: Pfarrer Benn, der vordem der Vaterlandspartei als Mitglied angehört hatte, wurde im Jahre 1920 angeblich aus innerer Ueberzeugung Mitglied der Ortsgruppe Rohrin der SPD, trat aber schon am 8. November 1920 mit einem Scheitern aus, in dem er sagte, daß seine Parteimitgliedschaft der SPD. Mißverständnissen begegne, die er um seines Amtes willen vermeiden wolle. Acht Tage darauf, am 14. November 1920 erklärte Pfarrer Benn bei einer Begrüßungsfeier der zurückgekehrten Kriegsgefangenen in Rohrin, daß er deutsch-national sei. Vor kurzem, am 28. Februar 1926, hat Pfarrer Benn bei einer Gefallenentrouverseele von der Kanzel verkündet, daß die Gememörder einen inneren Adel im Herzen trügen, nur aber von der Regierung nicht verstanden würden.

Der Vater hat also zum Sohn gefunden. Aber mit dem sozialdemokratischen Gememörder ist es nichts!

Der Spritweberprozeß.

Uneinige Sachverständige. — Der Fall Kopp.

Bis gestern standen im Spritweberprozeß Finanzbehörden gegen Kriminalpolizei. Gestern stellte sich ein Gegenatz zwischen den Auffassungen der einzelnen Finanzbehörden heraus. Monopolamt und Zollbehörde getreten aneinander. Wie jenes so haben auch diese besondere Sachverständige, und die Sachverständigen der beiden Fakultäten konnten sich zum Gaudium der Angeklagten über ihre Gutachten nicht einigen. Der Vorsitzende mußte eingreifen und die Sachverständigen ersuchen, sich die Sache einmal zu überlegen und auf etwaig begangenen Fehlern nicht zu beharren. Es handelt sich um folgendes: Die Monopolverwaltung, die durch ihre einzelnen Bewertungsstellen den Sprit verabsolgt, erhält von den Zollbehörden Unbedenklichkeitsbescheinigungen, je nach der Würdigung des Käufers. Der Sachverständige der Monopolverwaltung erklärte nun, daß in der Unbedenklichkeitsbescheinigung auch eine Angabe über die Menge des zu verabsolgenden Sprits angegeben sein mußte. Der Sachverständige der Zollbehörde behauptete dagegen, daß eine solche Angabe nie gemacht wurde. Behauptung steht gegen Behauptung.

Dann kommt die erste Schieberaffäre, der Fall Koch zur Verhandlung. Kriminalkommissar Peters nennt ihn seinen Vertrauensmann. Kopp nannte ihn „mein Freund Peters“. Der Angeklagte Peter hatte Kopp wegen Schiebung von 18 000 Litern Sprit in Haft genommen und selbst eine Reihe noch plombierter Fässer beschlagnahmt. Die Angelegenheit wurde jedoch seiner Bearbeitung entzogen. Die Berichte des Monopolamtes und der Oberzolldirektion waren schließlich für Kopp günstig, dergleichen der Bericht des Kriminalkommissars Peters. Kopp erhielt nicht allein seine 18 000 Liter beschlagnahmten Spritus zurück, sondern ebendrei noch 40 000 Liter zu besonders billigen Preisen zugesellig. Und die Akten der Kriminalpolizei über den Fall waren verschwunden. Es werden nicht weniger als 40 Zeugen zum Fall Kopp vernommen werden.

Chöre unterscheidet. Voller Gesantheit, klare Disposition, gesunde Empfindung und gute Aussprache seien ebenso lobend erwähnt, wie die sehr eindringliche und temperamentvolle Leistung von Maximilian Sternickl.

Vulkankatastrophen auf Kamtschatka. Die in den letzten Tagen über Roslau gemeldete heftige Eruption der Kwasschinskaja Sopka in der Nähe von Petropawlowsk, der Hauptstadt von Kamtschatka, ist eine der schwersten Vulkankatastrophen der letzten Jahre, obwohl durch sie, soweit bisher bekanntgemeldet ist, keine Menschenopfer zu beklagen sind. Allerdings ist darauf hinzuweisen, daß Kamtschatka ein sehr dünn besiedeltes Land ist. In geologischer Beziehung gehört Kamtschatka zu den vulkan- und erdbebenreichsten Gegenden der Erde; seine Vulkanreihe bildet das nördlichste Ende der fast 5000 Kilometer langen Vulkankeite, die sich, in den Kurilen-Inseln beginnend, durch ganz Japan über die Kurilen bis in den nördlichen Teil der Halbinsel fortsetzt. Hunderte von erloschenen und zwozig tätige Feuerberge heunruhigen das durch und durch vulkanische Japan, 23 erloschene und 16 tätige zählt man auf den Kurilen und mindestens 40 erloschene und 14 tätige auf Kamtschatka, von denen die mächtigsten der 4917 Meter hohe Kijufschew und der 2084 Meter hohe Schiwelutsch sind. Die an der Südküste gelegene Awoschko-Bai, an der auch Petropawlowsk liegt, wird von mehreren Vulkanen umgeben. Petropawlowsk selbst trägt seinen Namen von den beiden nahen Feuerbergen St. Peter und St. Paul. Zu diesen gehört auch die 30 Kilometer entfernte, 2716 Meter hohe Kwasschinskaja oder Gortelaja Sopka, die seit dem 28. März wieder tätig ist und große Mengen Lapobomben und Lavastaub (Mische) auswirft, sowie durch giftige Gase die Bewohner der Umgegend gefährdet. Seinen letzten schweren Ausbruch hatte der Vulkan vom 7. bis 21. Juni 1901, bei dem er ebenfalls Lava auswarf. Die dadurch eingetretene Schneeschmelze vergiftete damals das Wasser des Kwasschinski-Flusses und tötete dessen Fische. Der die Luft erfüllende feine vulkanische Staub rief bei den Bewohnern viele Erkrankungen der Atmungsorgane hervor. Einen vermutlich schwächeren Ausbruch soll der Vulkan 1909 gehabt haben.

Die Abzahlungs-Lawine. Der Umfang, den das Kaufen auf Abzahlung in Amerika angenommen hat, (siehe jeder Beschreibung. Im Jahre 1920 zahlte man in den Vereinigten Staaten ungefähr 125 Finanzinstitute, die ihre Vermittlung stehen beim Kauf auf Abzahlung. Der Betrag, den sie dabei jährlich umsetzten, belief sich auf eine Billion 200 Millionen Dollar. Best ist ihre Anzahl dehnate auf 1200 Kreditgen und gegenüber dem Umsatz von einer Billion 200 Millionen Dollar im Jahre 1920 steht jetzt ein Betrag von 8 Billionen Dollar.

Im Kasser-Friedrich-Museum beginnt Dr. Berthold Damm, Festum für Kunst im Volksempfinden, am 18. vom 10 Uhr, eine Vortragreihe von fünf Doppelstunden über „Die Reiterwerke der Malerei und Plastik von XIV. bis XVII. Jahrhundert“.

Mag. Frankmann, Professor der Kunstgeschichte an der Universität München, ist in den Alpen, in der Nähe von Innsbruck, Seiblmach verblieben.

Der 12. Internationale Physiologische Kongress wird in Stockholm vom 2. bis 6. August zusammengetreten. Präsident ist Professor R. G. Selanow, Sekretär Dr. G. Ziljebrand.

Wandervogel.

Konzertumschau von Kurt Singer.

Die Wandervogel unter den konzertierenden Musikern lehren zurück, um den Sommer in ihrem Heimatland zu verbringen. Dabei bestimmen sie sich auch darauf, daß dieser Mutterboden für sie einmal die künstlerische Basis ihres großen Aufstieges sein soll, der allmählich in anderen Ländern zu Gold ausgeschlachtet wurde. Ein Konzert in Berlin zur Rückerrinerung und Rückendeckung für künftige Zeiten schließt sich da schnell ein. Unsere Sompagile gehört nicht diesen herumziehenden Stars, die jede stabile Entwicklung eines großstädtischen Kunstbetriebes verwirren und anhalten. Dieses Hindernis zum Ausland hat sich schon oft bitter gerächt, und man wird fünfzigmal bei Besetzung von Stellen mehr Rücksicht nehmen müssen auf die ernst Schaffenden, die auch einmal das Herz haben, ein paar tausend Dollar weniger zu verdienen, um der Sache willen. Wie selten ist es doch, daß einmal ein Musiker von Ruf einen Ruf, an der Spitze eines mittelmäßigen Orchesters zu stehen, ablehnt! Wie großartig aber würde eine solche Geste wirken, wie fleischig dagegen die gehäufsten Reklamenotizen über die unterbörten Erfolge im Ausland und über die Ablehnung so vieler Anträge. Die Häufigkeit und Hochdrücklichkeit der Reklamenotizen steht im umgekehrten Verhältnis zu dem Charakter eines Musikers. In der Zeit, als nach Bülow, Steinbach, Wähler, Weingartner, Strauß, Busoni, Nikisch, Dops in der ersten Garnitur der Beliebtheiten marschierten, gab es keine Reklame. Damit war der Würde des Musiklebens mehr gebietet und die Höherentwicklung der diesen Männern anvertrauten Institutionen war durch die intensive und stabile Arbeit wichtiger Führernaturen gewährleistet.

Oskar Fried gehörte jahrelang zu diesen Wandervögeln. Er hat sich eines Besseren besonnen, nach zur rechten Zeit und hat das Opfer der ausländischen Gastspiele nicht gesucht, um in unbrünnlicher Hingabe an das schwankende Sinfonieorchester Charakter zu zeigen. Er dirigierte am letzten Sonntag sein 50. Orchesterkonzert der Saison. Dieser Abend zeigte besonders deutlich, wie weit er es mit einem Klangkörper gebracht hat, der bis dahin (von den Zeiten Hausegger abgesehen) qualitativ nicht immer ersten Ranges war. Heute ist er es, oder kann er es sein. Ein anspruchsvolles Programm, ein interessantes Programm, selbst die Problematik einiger Werke durch die Bearbeitung verfeuchend. Zwar die Bassacaglia von Weber wurde in ihrer verzerrten Kontropunkt und auch in der verhassten Ausdrucksweise nicht völlig erschöpft. Desto intensiver waren die Darbietungen der Bartockischen Tangsuite, die aus urständigen Volksmelodien und einer höchst weisen, neuen, amüsanten Schreibart ein geschlossenes, einheitliches Gebilde schafft, sowie der Brokofffischen Orchester suite aus der Oper „Die Liebe der drei Orangen“. Das Märchenhafte, Parodistische und Witzige klingt hier an allen Ecken und Enden auf, und die Tönung des Orchesters variiert fittgemäß zwischen einem gemauerten Kraftmetertus und laubreicher Debussy-Stimmung. Zwischen beiden Werten stand das schon bekannte Violinkonzert von Krenek, dessen kühlbewachte Selbstigkeit in Almo R. o. b. i. eine ideale Interpretation fand. Dieses mit großem Beifall aufgenommene Sinfonieorchester erwies die Lebensberechtigung des Sinfonieorchesters, das noch immer um seine Existenz kämpft. Mit

Kirche und Volkentscheid.

Ein Schreiben des Bischofs von Regensburg.

Der Kirchenrat des freiherrlichen Bischofs von Passau gegen das Volksbegehren war für den politisierenden Teil der bayerischen Geistlichkeit das Zeichen zu einem fanatischen Kampf zugunsten der deutschen Fürsten. Auf Grund dieses Erlasses hat nun ein Katholik im Bistum Regensburg bei seinem Bischof schriftlich angefragt, ob er sich mit seiner Einzelsignatur in die Liste des Volksbegehrens gegen ein Gebot Gottes oder der Kirche vergangen habe. Darauf erhielt er aus der bischöflichen Kanzlei folgendes Antwortschreiben:

„Euer Wohlgeboren beehre ich mich, im Auftrage seiner Eminenz, des hochwürdigsten Bischofs Antonius, auf Ihr Schreiben vom 12. März zu erwidern, daß Hochdieses als Randnote bemerke: „Bei allen Handlungen kommt es auf den Gewissenstandpunkt an, das Urteil aber steht bei Gott.“ Ergebenst Hrgr. Voll. bischöflicher Sekretär.“

Mit dieser lakonischen Entscheidung hat der Bischof von Regensburg seiner Kirche sicherlich einen größeren Dienst erwiesen als sein Kollege aus Passau.

Die Haltung des rheinischen Zentrums.

Köln, 14. April. (Eigener Drahtbericht.) In der am Dienstag abgehaltenen Provinzialauskunftung der rheinischen Zentrumspartei, in der u. a. die bereits mitgeteilte Entschliessung zur Fürstenabfindung angenommen wurde, ging es verhältnismäßig stürmisch her. Die Gegenseite gegen den Vorschlag des Parteivorstandes war recht stark. Trotzdem der Provinzialauskunft der Zentrumspartei sich aus vorsichtig ausgeübten Parteienfunktionären zusammensetzt, die im allgemeinen leicht geneigt sind, den Parolen der Parteileitung zu folgen, kamen in der Aussprache eine Reihe Anhänger der entschädigungslosen Enteignung der Fürsten zu Wort, die von der Zentrumspartei verlangten, daß sie bei dem kommenden Volkentscheid gemeinsam mit den Parteien der Linken einen republikanischen Block gegen die Entschädigung der Fürsten bilden möchte. Wenn auch diese Auffassung im Provinzialauskunft keine Mehrheit fand, so zeigt doch die Tatsache, daß überhaupt ein derartig vorsichtig zusammengesetztes Gremium zu solchen Forderungen Stellung nimmt, treffend, wie stark die Parole aus entschädigungslose Fürstenenteignung bis weit in die Funktionskreise der Zentrumspartei eingedrungen ist. Die Geister plagten in der Versammlung ein zweites Mal stark aufeinander, als im Anschluß an ein Referat des Reichsrats Dr. Hamacher Köln es zu einer Aussprache über die vaterländischen Verbände kam. Auch hier schieden sich deutlich die Meinungen.

Prozess Asmus.

Ein vergeblicher Oberstaatsanwalt.

Chemnitz, 14. April. (Eigener Drahtbericht.) Bei der Vernehmung des Bureauleiters Brische fragte Asmus den Zeugen, ob der Oberstaatsanwalt Dr. Weber ihm den Auftrag gegeben habe, ihm (Asmus) die politischen Sachen nicht mehr zu geben, da sie vertraulich seien. Der Zeuge bejaht das.

Landgerichtsrat Dr. Beck, der zur Zeit Asmus' bei der Freiburger Staatsanwaltschaft tätig war, hat das „Gefühl“, daß Asmus zu milde sei. Er gab aber zu, die gefühlsmäßige Rinde des Angeklagten aus dessen rein menschlicher Einstellung erklären zu können. Kriminalrat Gnaul sagte auf das bestimmteste aus, daß er fast täglich Gespräche mit Dr. Asmus geführt und nichts an der Tätigkeit des Angeklagten auszusetzen habe. Oberstaatsanwalt Asmus habe stets als pflichtbewußter Beamter vorbildlich gearbeitet. Als der Zeuge auf Spezialfälle eingehen will, erklärt pöhlisch der Anklagevertreter Dr. Weber, das sei nicht statthaft, da der Zeuge nur antworten dürfe, wenn er gefragt werde. Der Zeuge erklärt auf Befragen, noch mehr zu wissen. In einer Auseinandersetzung mit Dr. Weber stellt der Verteidiger Dr. Wisla fest, daß man den Zeugen ausreden lassen müsse, da er ja beschwören soll, „nichts verschwiegen zu haben“. Auch das erkennt der Anklagevertreter nicht als stichhaltig an, und es muß erst ein Gerichtsbeschluss herbeigeführt werden. Zeuge Gnaul fährt dann fort und stellt fest, daß Asmus in allen Fällen, wo er Untergesichtete angeht, zu zeitig aus der Haft entlassen habe, korrekt vorgegangen sei. Auf der Zeuge über die Hausdurchsuchungen bei den Nationalsozialisten ausfragt und dabei feststellt, daß dieser Akt, der vom sächsischen Justizministerium angeordnet war, korrekt und streng nach den Anweisungen durchgeführt worden sei, beklagt pöhlisch der Oberstaatsanwalt Dr. Weber das Vorhandensein dieser Verordnung, obgleich er bisher erklärt hatte, eine derartige Verordnung sei nicht aufzuerheben.

Auch der Zeuge Kriminalwachmeister Herzog bekennt, daß Asmus niemals parteiisch gehandelt habe und daß ihm in den dienstlichen Verrichtungen nichts Nachteiliges aufgefallen sei.

Dann wurden noch einige Beseitigungsanträge gestellt. Die nächste Sitzung findet erst am Freitag statt. Nach den letzten zwei Zeugenvernehmungen und der Erledigung der Beseitigungsanträge dürften die Verhandlungen gehalten werden. Man hofft, die Verhandlung am Sonnabend abschließen zu können.

Die Arbeit des Gemeindeforschusses.

Der Fall Meyer-Behrens erledigt.

Der Vertreter der Deutschnationalen, Abg. Roth, versuchte in der gestrigen Sitzung des Gemeindeforschusses die Schwarze Reichswehr als ein Instrument zum Schutze der Republik hinzustellen. Die Meyer und Behrens seien frei von Schuld und Fehl.

Demgegenüber führte Abg. Brandenburg (Soz.) aus: Abg. Roth wolle auch zu Unrecht die Schwarze Reichswehr in einen Topf mit den Selbstschutzbataillonen. Die Organisationen nach der Art der Schwarzen Reichswehr haben eine verlustreiche Tätigkeit mit organisiertem Banditentum. Die Widersprüche in den Aussagen der Abgg. Meyer, Behrens und Kautzke sind zu reichlich, als daß man sie harmlos erklären könnte. Nach den Mitteilungen, die der Abg. Schmidt-Köpenick bisher ohne Widerspruch des Reichsfinanzministeriums gemacht hat, sind dem christlichen Zentralverband der Landarbeiter von deutschnationalen Reichsfinanzminister u. Schlieben noch 1925 150 000 Goldmark durch Zahlung an den Abg. Behrens gegeben worden wegen angeblich erlittener Schäden im Ruhrkampf. Dieses Geld erhielt der Abg. Behrens ohne Rechnungslegung und ohne Nachweis der Schäden. (Widerspruch rechts.) Der Zentralverband der Landarbeiter ist aus dem Ruhrkampf nicht nur ohne Schaden herausgekommen, sondern hat damit geradezu ein glänzendes Geschäft gemacht. (Widerspruch rechts.) Der christliche Zentralverband hat nachweislich schon seit Jahren Umwendungen von Arbeitgebern und Arbeitgeberorganisationen erhalten. Er hat damit den Tatbestand erfüllt, der nach den von allen Gewerkschaftsleitungen unter Beteiligung des Arbeitsministers Brauns und des Abg. Behrens vereinbarten Richtlinien das Merkmal der gelben Gewerkschaften ist.

Abg. Kiebel (Dem.) fragt, ob die Vordredner der Schwarzen Reichswehr denn nicht die Denkschrift des Reichskommissars für die öffentliche Ordnung gelesen hätten. Diese Denkschrift sei eine einzige schwere Anklage gegen die Schwarze Reichswehr in Brandenburg. Durch deren Treiben sei die Republik sicherlich nicht geschützt worden. Die

Das Schulwesen in Preußen.

Junglehrernot, Schulgeldehöhung, Höheres Schulwesen vor dem Hauptauskunft.

Der Hauptauskunft des Landtages legte am Mittwoch die Vorberatung des preussischen Kultushaushalts fort.

Abg. Herrmann-Breslau (Dem.) erklärt, man müsse sich gegen die Expansionspolitik des östlichen und des sächsischen Nachbarn mit der Kulturwaffe wehren. Dabei lasse man das Heer von 30 000 Junglehrern untätig in Bismarckdeutschland. Das Disprogramm der Staatsregierung sei für die nächste Zeit in Aussicht gestellt worden. Hoffentlich sehe das Kultusministerium die anerkannten Notwendigkeiten durch.

Abg. Frau Ostreicher (Soz.) kritisiert die Hygiene in den Volksschulen und die Unterernährung vieler Schüler. In Ostpreußen gingen die Kinder durchschnittlich nur 6 1/2 Jahre zur Schule; die schulpflichtige Schulpflicht sei nicht durchgeführt.

Abg. Herrmann-Fredersdorf (Dnat.) vermisst die erforderliche Sorge für die Ausgestaltung der Land- und Berufsschulen; darunter lägen auch die landwirtschaftlichen Berufsschulen.

Abg. Bessermann (Dsp.) fordert die schleunige Revision sämtlicher sächsischer Volksschulhäuser wegen ihres Verfalls.

Doentrop (Soz.) tritt für die weltlichen Schulen ein. Der konfessionelle Druck mache sie notwendig. Es müßten Rektoren und Konrektorienstellen geschaffen werden. Die Eltern erkannten die Notwendigkeit weltlicher Schulen an. Freidenkende Lehrer würden aber bei Beförderungen zurückgesetzt.

Ministerialdirektor Kaestner erklärte, auch bei den Sammelklassen könnten Rektoren- und Konrektorienstellen errichtet werden, soweit eine Umwandlung nötig sei.

Die Not der Junglehrer.

Hierauf schildert Abg. Simon (Soz.) als Berichterstatter des Unterausschusses die erschütternde Lage der Junglehrer. Die Widerstände gegen eine angemessene Erhöhung der Fortbildungszuschüsse liegen beim Finanzministerium. Die Professorensammlung der Junglehrer am Sonntag ist ein Beweis dafür, daß bei Nichtberücksichtigung ihrer gerechten Forderungen diese 20 000 stellunglosen Menschen direkt in die Oppositionsstellung gegen den heutigen Staat getrieben werden, wenn nicht bald nachdrücklich geholfen wird. Preußen spart gegenüber dem Etat von 1914 fast 9 Millionen Mark für seminare Ausbildung der Lehrer. Für einmalige Wirtschaftskatastrophen für die Landwirtschaft und für die Siebler werden Millionenbeträge verausgabt. Es sei also nicht zuviel verlangt, den Hilfsfonds für die Junglehrer von 3,8 auf 5 Millionen zu erhöhen.

Der Kultusminister sagte zu, sich beim Kabinett für die Erhöhung auf 5 Millionen einsetzen zu wollen.

Die Anträge des Unterausschusses für Junglehrerfragen wurden darauf einstimmig angenommen, darunter ein Antrag betr. die Ueberführung der stellunglosen Junglehrer in andere Berufe. Annahme fanden ferner eine Reihe weiterer Anträge. Die Forderung u. a. Anwendung der Härtebestimmung auf alle Volksschullehrer, die infolge von Stellenmangel verspätet in den Schuldienst eintraten, und eine Ausweisung dahin, daß eine Abkürzung der siebenjährigen Anwärterzeit der Volksschullehrer möglich wird. Der Erlaß vom 23. Juni 1925 über die Ueberführung der Anstellungssperre soll dahin abgeändert werden, daß den Schulverbänden die Freiheit bleibt, Stellen aufrecht zu erhalten, auch wenn die Durchschnittsschülerzahl unter 45 gesunken ist. Dem Landtage soll eingehender Nachweis über die Zahl und die Verteilung der stellunglosen Junglehrer vorgelegt werden, auf deren Eintritt in das Schuldienst nach mit einiger Sicherheit gerechnet werden kann. Auf die großen kommunalverwaltungen soll eingewirkt werden, daß alle Junglehrer, insbesondere die Kriegsteilnehmer und Junglehrerinnen zur Anstellung gebracht werden, die 7 Jahre und länger im öffentlichen Schuldienst stehen.

In der Schulgeldfrage

Ist der Unterausschluß nicht zu einem Ergebnis gekommen. Die Koalitionsparteien haben den folgenden Antrag vorgelegt:

„Das Staatsministerium wird ersucht, von dem Schulgeldauskommen für höhere Schulen bis zu 30 Proz. für Freistellen und Schulgeldermäßigungen zur Verfügung zu stellen und dabei besondere Rücksicht auf kinderreiche Familien und auf begabte Schüler und Schülerinnen zu nehmen.“

Geheimrat Dr. du Ruesell vom Finanzministerium erklärte, die Staatsregierung sei sich bei ihrem Vorgehen in der Schulgeldfrage bewußt gewesen, daß sie eine wenig populäre Ausgabe übernahm. Sie stand jedoch unter dem Druck der Wirtschaftsnote der Städte, die zum erheblichen Teile schon eine beträchtliche

Ausdeckung der Fernerzölle sei anfangs durch das Wehrkreiskommando 3 sehr erschwert worden.

Abg. Hellmann (Soz.) erklärt: Das Verhalten von Meyer und Behrens müsse überall die größten Bedenken erregen. Beide hätten bei ihrer Vernehmung auch wiederholt nachweisbar die Unwahrheit gesagt. Am 19. Dezember 1925 hatte Behrens in einer Zuschrift an die „Frankfurter Zeitung“ die Tatsache bestritten und verschwiegen, daß mit seiner Zustimmung das für die Kartellabrechnung gebundene Geld ohne Kenntnis der Geldgeber an Meyer für Schulz gegeben wurde.

Abg. Steger (Ztr.) äußert die Ansicht, daß Herr v. Zengen mit der Herabgabe der 5000 Mark Einfluß auf die Gewerkschaft habe gewinnen wollen. Gewiß werde Behrens nicht daran gedacht haben, die Gewerkschaft den Arbeitgeberern auszuliefern,

aber eine Gewerkschaft dürfe nun einmal kein Geld von Arbeitgebern nehmen.

Behrens hätte sich an den Gesamterband wenden können; wäre der nicht in der Lage gewesen, das Geld herzugeben, so hätte sicher ein Brüderverband sich dazu bereitgefunden. Zeit steht, daß der Arbeitgeberverband sich mit dem Darlehen die Gewerkschaft verpflichtet hätte, das habe die Untersuchung im Ausschluß ergeben.

Abg. Dr. Deetberg (Dnat.) führt aus: Ein parlamentarischer Untersuchungsausschluß habe nicht das Recht, die moralische Schuld irgend eines Gewerkschaftsangehörigen oder einer Gewerkschaft festzustellen (!). Niemandem seien Versuche des Abg. Meyer festzustellen. Schulz der strafrechtlichen Verfolgung zu entziehen. Sei es unmoralisch, einen Beschuldigten zu unterziehen? Nur das habe Meyer getan, nach dessen Ansicht Schulz zu Unrecht festgenommen war. Auch Behrens habe nicht jahrelang gehandelt, und selbst wenn das der Fall gewesen wäre, ginge das dem Parlamentarischen Untersuchungsausschluß nichts an (!). Es sei eine Ueberhebung des Parlamentarismus, hier ein Urteil fällen zu wollen.

Abg. Kustner (Soz.) hält in seinem Schlusswort die Vorwürfe gegen Meyer und Behrens aufrecht.

Meyer habe gewußt, daß Schulz unter Verdacht stand, Behrens habe in der ganzen Angelegenheit ein schlechtes Gewissen beudelt. Meyer und Behrens hätten sich zweifellos der Untreue schuldig gemacht.

Für die Annahme hoher Fahrlässigkeit liege kein Grund vor. Strafrechtlich habe der Ausschluß nicht zu urteilen, wohl aber Verhöre gegen die öffentliche Moral festzustellen.

Hierauf verlas sich der Ausschluß am Donnerstag. Am Donnerstag vormittag wird zunächst eine nichtöffentliche Sitzung stattfinden. Am Nachmittag soll die Berichterstattung über den Fall Zehnke in öffentlicher Sitzung stattfinden.

Erhöhung sogar über die jetzt eingeführten Sätze hinaus vorgenommen hatten, und des Staates, dem sie irgendwie Rechnung tragen mußte. Er führte zum Vergleich an, daß die Staatsleistungen für das höhere Schulwesen im Jahre 1914 rund 15 Millionen ausmachten, für das Jahr 1926 dagegen auf 23 Millionen gestiegen sind, obgleich große Staatsgebiete mit fast ausschließlich Staatsanstalten verloren gegangen sind. Für die Kommunen verhält sich die Ziffer so, daß im Jahre 1914 rund 31 Millionen für das höhere Schulwesen, im Jahre 1926 rund 66 Millionen aus kommunalen Mitteln aufzuwenden sind. Jede Herabsetzung des Schulgeldes würde einen Ausgleich der kommunalen Etats auf anderem Wege, d. h. durch Mehrbelastung der Wirtschaft zwangsmäßig zur Folge haben. Wenn unter Verbehalten des finanziellen Erfolges der neuen Schulgebäude im Innern ein Ausgleich unter stärkerer Betonung der sozialen Momente möglich sein sollte, so werde die Staatsregierung jeder Anregung gerne folgen.

Der Antrag der Koalitionsparteien wurde angenommen, ebenso der Antrag, den Erlaß über Erhöhung des Schulgeldes durch einen neuen zu ersetzen, der im allgemeinen die alten Sätze wieder herstellt, aber dabei die Entlastung der kinderreichen Familien mehr als bisher berücksichtigt. Ferner fand Annahme der Zentrumsantrag auf alsbaldige Vorlegung eines Gesetzentwurfs, der wirksame Maßnahmen gegen die Ueberforderung der staatlichen Schulgebäude seitens der kommunalen Unterhaltsträger höherer Lehranstalten vorseht. (Es bleibt abzuwarten, ob das Plenum diesen Beschlüssen durchweg zustimmt.)

Höheres Schulwesen.

Der Ausschluß begann sodann die Beratung des Abschnittes über das höhere Schulwesen und Provinzialhochschulen. Berichterstatter Abg. Delye (Dnat.) führte aus, der Etat fordere 39,6 Millionen Mark.

Frau Dr. Wegscheider (Soz.) tritt ein für Entlastung älterer Studienräte bei den Pflichtstunden. Das Turnen als Kompensation bei Prüfungen bedeute eine Anerkennung der Leibesübungen. Auch die Kunstfächer sollte man anrechnen. Der Uebergang von der Volksschule zu höheren Schulen sei immer noch zu schwer.

Kultusminister Beder erklärte, die Klagen der Hochschulen über ungenügende Vorbildung der Abiturienten würden die Frage einer Verständigung zwischen Universität und höheren Schulen auf. An einem Zusammenwirken werde gearbeitet; ein Ergebnis sei zu erhoffen.

Ministerialdirektor Jahnke führte aus, die Aufbauschulen hätten sich glänzend bewährt. Allerdings müsse bei der Ausnahme sorgfältig vorgegangen werden. Unbeschäftigte Studienassessoren seien nicht vorhanden. Eine Fülle neuer Stellen sei geschaffen worden. Die Akademisierung solle unter Vermeidung von Härten durchgeführt werden. Eine neue Ordnung für die Reifeprüfung sei in Vorbereitung.

Abg. Dr. Steffens (Dsp.) stimmt den Ausführungen des Ministerialdirektors zu. Aufbauschulen seien zu fördern, besonders auch bei Schülerheimen. Der Redner erklärte sich weiter gegen das Tragen von Abzeichen in den Schulen und für die Erhaltung des Anzeugs.

Abg. Frau Bronck (Z.) fordert mehr weibliche Aufbauschulen und Konfessionalisierung der Schülerheime.

Staatssekretär Langens: In der Ausbildung der Turnlehrer und Lehrerinnen leiden wir unter großem Personalmangel. 33 Proz. der höheren Schulen sind ohne ausgebildete Turnlehrer.

Frau Abg. Dr. Clausner (D.) ist für vermehrte Berücksichtigung von Mädchenhochschulen, um Bräutchen zu machen.

Damit schloß die Aussprache.

Die auf Wartegeld gesetzten Lehrer beabsichtigen, wie der Reichsdienst der deutschen Presse aus Interessentenkreisen erfährt, einen Zusammenschluß, um kollektiv gegen den preussischen Staat klagen vorzugehen. Die Lehrer wollen auf diesem Wege die Aufhebung einer Verordnung des Kultusministeriums durchsetzen, der zufolge auf Wartegeld gesetzte Lehrer ihnen zugewiesene Ausbilstellen an staatlichen wie auch an nichtstaatlichen Lehranstalten annehmen müssen. Die Lehrer bezeichnen die Verpflichtung, auch an nichtstaatlichen Lehranstalten unterrichten zu müssen, als im Widerspruch mit der Verfassung stehend.

Opposition gegen Held.

Die Bayerische Volkspartei gegen die Vereinfachungspläne.

München, 14. April. (Eigener Drahtbericht.) Innerhalb der Bayerischen Volkspartei ist es wegen der Staatsvereinfachungspläne der Regierung zu außerordentlichen Schwierigkeiten gekommen. Die einzelnen Berufsgruppen, Bauern, Beamte und Arbeiter, stehen in einem bisher in dieser Schärfe noch nie aufgetretenen Gegensatz zueinander, so daß sich augenblicklich ein Zustand herausgebildet hat, den man am besten mit Anarchie bezeichnen kann. Die Arbeiter berechnen sich aus dem Gefühl der Unterlegenheit heraus an rebellisch. Einer ihrer Führer, der zurzeit ein hohes Regierungsamt bekleidet, hat sogar jüngst den Partei- und Regierungsgewaltigen kurz und bündig erklärt: „Wenn die Interessen der Arbeiterschaft von euch in Zukunft nicht mehr berücksichtigt werden, so machen wir Arbeiter der Bayerischen Volkspartei die schon früher ausgesprochene Drohung endlich wahr und gehen zum Zentrum, ein Schritt, den wir schon lange machen wollten.“

In überraschend feindseliger Weise greift auch der „Riesbacher Anzeiger“ in den Streit gegen die Regierung Held ein, das gleiche Blatt, das erst nach langen Bemühungen der Bayerischen Volksparteileitung im Oktober v. J. auf die politische Linie des rechten Flügels der Bayerischen Volkspartei verpflichtet werden konnte. Der „Riesbacher Anzeiger“ hat diese Linie bisher getreu eingehalten; am Mittwoch aber wendet er sich in einem scharfen Kriegsruf gegen den Ministerpräsidenten Held und seine Regierung, wobei er u. a. schreibt: „Der Abbauplan der Regierung ist falsch, grundfalsch angelegt. Vor allem müssen die Kreisregierungen und die Bezirksämter erhalten bleiben, desgleichen die Handels-, Handwerks- und Bauernkammern sowie das Sozialministerium, und wenn die Regierung Held darüber zum Sturz kommt. Ueber kurz oder lang wird diese Regierung über ihrer immerhin Hohheit hoch zusammenbrechen. Daß Dr. H. Held sich mit seiner Rücktrittsdrohung über Wasser halten möchte, ist nicht verwunderlich, wenn man die tatsächliche Schwäche seiner ganzen Position kennt. Wenn das bayerische Volk sich trotzdem durch den innerpolitischen Zentrismus Helds überläßt, dann geschieht ihm ganz recht, aber das letzte Wort ist darüber noch nicht gesprochen. Bayern muß nicht gerade von einem Ministerium Held regiert werden.“

Fliegende Händler.

In der Nähe einer Hauptverkehrsstraße steht er, inmitten von Schaustellern, der „fliegende Händler“, dessen Redegewandtheit immer erstaunlich ist. „Veräumen Sie nicht die Gelegenheit, meine Herrschaften, Ihre süßen Gelüste zu stillen. Hier diese 100-Gramm-Tafel Schokolade kostet sonst mindestens 50 Reichspfennige. Eine zweite Tafel feinsten Alpenmilchschokolade. Ich lege eine dritte, vierte hinzu. Das alles kostet sicherlich überall 2 Reichsmark. Weil es gleich ist und weil mir Ihre schönen Augen gefallen, junger Herr, noch eine Blörschokolade gratis. . . Und nun, was glauben Sie, meine Damen und Herren, was dieser Spaß kostet? Alles zusammen — hören Sie und staunen Sie — eine einzige deutsche Reichsmark, das Reklamegeschäft der bestbekanntesten Firma I. J. . . Nehmen Sie, greifen Sie zu, solange der Vorrat reicht. . .“

Der „süße“ Mann macht glänzende Geschäfte, ein Marktstück nach dem anderen wird in die Zigarrenliste gelegt. Die „fliegenden“ Händler gehören zum Stadtbild Berlins. Alle möglichen und unmöglichen Gegenstände werden zu Spottpreisen angeboten. Eine „echte“ Goldkette, dazu ein Armband, ein Anhänger und — in harmonischer Verbindung! — ein Berggrünerglas — „nur“ — 1 M. „Rur“ hat das „Gold“ einen neuen Namen: „englisches“ Gold nennt es der Anpreisler. Das englische Gold wird in kurzem dem Markt beherrschen! Es ist echter als Double, es ist das Gold der — Zukunft! — Ein anderer stellt für 30 und 50 Pf. das Horoskop, „Streng wissenschaftlich.“ Auf Grund „reellster“ Tabellen dieser junge Mann hat als Kunden meistens „wissensdurstige“ weibliche Wesen. Niemand glaubt „so etwas“, natürlich nicht, aber . . . Der alte und ewig neue Dinkel, der alles lüttel, selbst zerprungene Herzen, fehlt natürlich auch nicht, ebensowenig wie die „beauftragten“ Männer mit Akzentstücken, „fliegenden“ Parfüm, Zigarren und Lederhandtischen. Den größten Zulauf hat eine junge solche Frau. Sie lehrte für 50 Pf. oder auch für 1 M. jedermann das — Flötenspielen. Mit verlockend spitzem Mündchen trillert sie wie eine Vögelin die nettesten Lieder in die Luft. Man erkennt ursprünglich kein musikalisches Talent. In schauderhaften Rhythmen beginnen die „Proben“ mit dem neu erworbenen Instrument. Tröstend meint die schöne Verkäuferin: „Rur Geduld, meine Herren, es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Ueben Sie fleißig — aber bitte — zu Hause! Bald wird es dann so gehen.“ Und wieder erhebt sie ihre strenge Flötensstimme und wieder lockt sie neue Kaufstücker an, — denn auch sie will und muß leben. Im Vergnügen steht keiner dieser vielen Händler, die in manchen Gegenden geradezu das Strohhalm bestimmen, mit seinem Kram an der Bordschwelle und versucht mit mehr oder weniger Kunst und wechselndem Glück seine Waren an den Mann zu bringen.

Zwei Sachmessen.

In der „Neuen Welt“, Hasenheide, ist wieder die Berliner Frühjahrs-Kolonialwarenmesse eröffnet worden. Zuerst der Unterweisung des Fachinteressenten über die Neuererscheinungen, Lieferanten, Qualitäten Preise, bezweckt die Messe diesmal seine sachliche Weiterbildung durch einen Schaufenster-Wettbewerb und eine Kolonialausstellung. Obgleich das Gewerbe unter der Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse wie jedes andere zu leiden hat, so ist eine gewisse Rührigkeit unter den Mitgliedern der veranstaltenden Verbände unverkennbar. Sie darf nur nicht soweit führen, daß, wie es bei der gestrigen Eröffnungsfest zu beobachten war, in kräftig geschwungenen Reden einige Latzlosigkeit den Ausschlag für regen Beifall geben. Die Herren mögen sich über ihre angebliche Parteifähigkeit und über die Frage, ob ihnen die Verfassung gefällt oder nicht gefällt, unter sich nach Herzenslust unterhalten. In Gegenwart geladener Gäste, Vertreter des Staates, der städtischen Behörden und der Presse sollte das doch lieber unterbleiben.

Ferner fand gestern die Eröffnung der 15. Allgemeinen Deutschen Gastwirtschaftsmesse mit Reichs-Hotel-Wespe statt. Die ihr Heim im Sportpalast aufgeschlagen hat. Veranstalter, sind diesmal der Reichsinteressenverband im Deutschen Gastwirtschaftsgewerbe, die neue Dachorganisation des Gewerbes und die Lokal-Kommission der Gastwirtschaftsvereinigungen Groß-Berlins. Charakteristisch an der Messe ist die Tatsache, daß trotz der starken Beschäftigung die Spirituosen-, Wein- und Rauchwarenfirmen fast gar nicht vertreten sind. Es ist dies eine Folge der Konkurrenz der

vom städtischen Messenamt veranstalteten Reichsgastwirtschaftsmesse. Dieser Wettbewerb hat zu dem Beschluß in den erwähnten Gewerben geführt, als Herbstmesse die Deutsche Gastwirtschaftsmesse, als Frühjahrsmesse die Reichsgastwirtschaftsmesse zu beschicken. Man sieht fast nur kleine Stände, doch tat dies der ästhetischen Ausgestaltung keinen Abbruch. Alle die Branchen, die als Lieferanten des Gewerbes in Frage kommen, Inneneinrichtungsfirmen, Wäschefirmen Porzellan, Geschirr, Küchengeräte, Konditor, Zuckerwaren, Lebensmittel, alkoholfreie Getränke, Reklamemittel, waren in reicher Auswahl vertreten. Der Besuch des ersten Tages war gut.

Kindesmord!

Unwissenheit, Angst und Hilflosigkeit.

Eine von Vielen! Die 19jährige Frieda U. fernie in ihrem ländlichen Heimatstädtchen einen gleichaltrigen Burschen, den Sohn eines Gutsbesizers, kennen. Als sie mit ihren Freundinnen singend durch die Straßen zog, sah sie ihn zu wiederholten Malen und fand an dem schmalen Jungen Gefallen. Ueber die Folgen der „Liebe“ machten sie sich keine Gedanken. Er wandte seine Zuneigung bald anderen Mädchen zu, sie nahm Stellung in Berlin.

Hier machten sich die Folgen ihres Liebesverhältnisses bemerkbar, ohne daß sie die Ursache ahnte. Sie schrieb auch an ihre Mutter derart eigentümliche Briefe, daß diese in große Unruhe geriet. Schließlich konnte aber auch die Hülflose von gutem „herrschschaftlichen Essen“ sein, — das meinte auch die Tante. Nur Frau A., bei der das Mädchen in Dienst war, schöpfe Verdacht. Sie nahm Frieda ins Gebet, sprach ihr göttlich zu, meinte, daß es weiter kein Unglück wäre und einem jeden passieren könne, daß sie sie deshalb nicht entlassen würde und dergl. mehr. Als aber das Mädchen freiwillig erklärte, daß nichts los sei und daß sie bereit sei, mit ihr zum Arzt zu gehen, streckte die Hausfrau die Waffen und meinte zu ihrem Rame: „Bis man sich doch irren kann.“ Und bald war das Ereignis da. Plötzlich, unerwartet, über Nacht war es herbeigekührt. Weihnachtsabend verbrachte sie im Kreise der Familie ihres Dienstherrn und war guter Dinge. Am zweiten Weihnachtsabend war sie zu Besuch bei ihrer Tante. Um 11 Uhr ging sie zu Bett. Schmerzen weckten sie auf, sie fand aber noch Kraft genug, um aus dem Bett zu steigen und nach Frau A. zu rufen; sie bat einen Arzt zu holen. Es war aber keiner zu erreichen. Als die herbeigerufenen Krankenpfleger sie abholten, fanden sie das Kind. Im Krankenzimmer erfuhr sie, daß sie einem Jungen das Leben gegeben und getötet habe; sie hatte das Kind erstickt. Dann sah sie zwei Wochen in Hof und stand nun gestern vor ihren Richtern unter der Anklage des Kindesmordes. Dr. Leppmann meinte, daß es schon möglich sei, daß sie bis zum letzten Augenblick nicht gemerkt habe, was ihr bevorstehe, und daß sie den Gedanken an eine mögliche Schwangerschaft einfach verdrängt und auf ein Wunder gehofft habe. Das Gericht sprach sie frei! In der Urteilsbegründung hieß es u. a.: Sie habe in ihrer Angst, in ihrer Hilflosigkeit und aus Schmerz im Zustande eines hochgradigen Affektes nicht gewußt, was sie tue. Die Angeklagte meinte bitterlich und verlor in ihrer Beschränktheit nicht, daß sie freigesprochen ist. — Der junge Mensch in ihrem Heimatstädtchen hatte erklärt, daß er nicht der Vater sei. Mutter und Bruder hatten dem Mädchen verziehen. Ungerechtfertigt erscheint es aber, daß man es immer noch nicht für notwendig hält, junge Dinger, die ins Leben hinausgehen, über die selbstverständlichsten Funktionen ihres Organismus aufzuklären.

Brandstifter am Werk.

Ein Bubenstück verübte gestern nachmittag ein bisher noch unbekannter Täter am Spreetour in unmittelbarer Nähe des Güterbahnhofs. Nicht bei einer Foursagehandlung stand ein mit Stroh hochbeladener Vetterwagen, der plötzlich in Flammen ausging. Die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden und der Arbeiter wurde auf den brennenden Wagen gelenkt, die sofort Löscharbeiten unternahmen und die Feuerwehre herbeiriefen. Inzwischen warf der Brandstifter, der den Strohwagen in Brand gesetzt hatte, zwei gefüllte brennende Streichholzschachteln in das offenkundige Fenster der Foursagehandlung, um den leichten Hochwerkbau in Brand zu setzen. Die Streichholzschachteln, von deren Inhalt nur die Köpfe abbrannten, fielen auf den Fußboden und richteten glücklicherweise keinen Schaden an. Der Wagen selbst mit seinem Inhalt brannte nieder. — Ein Dachstuhlbrand beschäftigte gestern nachmittag den Roabit Böschung in dem Hause Ebersfelder Str. 38. Durch rechtzeitiges Eingreifen der Wehr konnte größerer Schaden verhütet werden und das Feuer, das nach im Entstehen begriffen war, nach halbstündiger Arbeit gelöscht werden. Die Entstehungsursache konnte bisher noch nicht einwandfrei festgestellt werden, doch wird Brandstiftung vermutet. — Ein Waldbrand bei

Grünau im Jagen 61, der durch einen etwa elfjährigen Jungen entzündet wurde, beschäftigte gestern nachmittag längere Zeit die freiwillige Feuerwehr von Schmöckwitz. Auch hier konnte durch das schnelle und tatkräftige Eingreifen der Wehr größerer Schaden verhütet werden. Es gelang, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken. Der jugendliche Brandstifter wurde festgenommen.

Der Hakenkreuzler Rudolf.

Als er den Wahrheitsbeweis antreten sollte . . .

Vor dem erweiterten Schöffengericht Witte fand eine Verhandlung gegen den Schriftsteller Rudolf wegen öffentlicher Beleidigung des preussischen Ministers für Volkswirtschaft, Hirtfelder, statt. Dieser Fall hat seinerzeit in der Öffentlichkeit viel Staub aufgewirbelt und auch die Wiener Polizei in Bewegung gesetzt. Der Angeklagte war Verleger und verantwortlicher Redakteur der Wochenchrift „Der Hakenkreuzler“. Im Oktober vorigen Jahres erschien in dieser Wochenchrift ein Artikel mit scharfen Angriffen gegen die preussische Regierung, deren Mitglieder als „Gautler und Futterkrippenläger“ bezeichnet wurden. Insbesondere waren gegen Minister Hirtfelder schwere Anschuldigungen erhoben worden, die sich auf angebliche nächtliche Erlebnisse des Ministers in Wien bezogen. Durch den Wiener Polizeibericht sind diese Behauptungen als völlig aus der Luft gegriffen bezeichnet worden. Der Angeklagte hatte aber bei seiner verantwortlichen Vernehmung im Vordersahren erklärt, er behalte sich vor, im Hauptverfahren den Wahrheitsbeweis anzutreten. Trotz dieser Ankündigung und trotz ordnungsmäßiger Ladung war der Angeklagte gestern in Roabit nicht erschienen. R.-A. Dr. Pindar, der als Rechtsbeistand des als Nebenklager zugelassenen Ministers Hirtfelder auftrat, stellte fest, daß nach den angelegten Ermittlungen Rudolf ins Ausland flüchtig geworden sei. Er beantragte daher, gegen den Angeklagten den Erlaß eines Haftbefehls und eines Steckbriefes, da es sich um einen besonders schweren Fall von Beleidigung und Ehrabwürdigung handle. Nachdem Staatsanwaltschaftsrat Dr. Burchardi sich diesem Antrag angeschlossen hatte, verfügte das Schöffengericht durch Amtsgerichtsrat Volkahn die Verhängung der Untersuchungshaft über den Angeklagten und den Erlaß eines Steckbriefes.

„Dr. Sandig.“

Familien, die durch Inserate für ihre Töchter Stellen als Hausmädchen oder ähnliches suchten, erhielten den Besuch eines Mannes, der sich als Arzt „Dr. Sandig“ vorstellte und angab, daß er beauftragt sei, die Mädchen auf ihren Gesundheitszustand zu untersuchen. Der Mann hatte sein ganzes Aeußeres und sein Auftreten so zugeschnitten, daß sich die Mütter, die der Untersuchung beizuhelfen, täuschen ließen. Ein Postbeamter an der Jannowbrücke, der zufällig selbst daheim war, schöpfte jedoch trotz des gewandten Vorgehens und der Hochachtung des Besuchers Verdacht und holte die Kriminalpolizei. Diese entlarvte den „Arzt“ als einen 35 Jahre alten Krankenkasien-Versicherungsagenten Franz W. vom Helgoländer Ufer und nahm ihn fest. An einer Stelle hatte er sich, weil es sich um ein noch nicht 14 Jahre altes Mädchen handelte, unter der Vorpiegelung eingeführt, er kenne eine Familie, die gemeinsam mit ihren eigenen Kindern ein junges Mädchen unentgeltlich im Hause unterrichten lassen wolle. Wahrscheinlich hat der falsche Arzt, der zum erstenmal schon vor zwei Jahren aufgetreten ist, auch noch andere Namen als „Dr. Sandig“ geführt. Mitteilungen zur weiteren Aufklärung nimmt Kriminalkommissar St r o e im Zimmer 301 des Polizeipräsidiums entgegen.

„I hält' so gern g'hungert!“

Gestern erschien auf dem Polizeipräsidium ein sechzehnjähriges Mädchen aus Passau, das die Erlaubnis zum Hungern haben wollte. Als dem Kinde eröffnet wurde, daß derartige „Veranstaltungen“ nicht mehr gestattet seien, brach es in bittere Tränen aus und schluchzte: „I mög nimmer hoamgehn. I hält' so gern g'hungert!“ Schließlich stellte es sich heraus, daß die Kleine ihrem Vormund entlaufen und, nachdem sie ihr Fahrrad verkauft hatte, mit dem Erlös von 28 M. nach Berlin gefahren war. Da sie trotz eindringlicher Mahnungen nicht zu bewegen war, wieder „hoam“ zu fahren, soll von der Fürsorgestelle versucht werden, ihr hier eine Beschäftigung zu verschaffen.

Eine Ausstellung von Lehrlingsarbeiten, Gesellen- und Meisterstücken des Buchbinderhandwerkes findet am Sonntag, den 18. April im Bürgeraal des Berliner Rathauses statt. Mit dieser Ausstellung verbunden ist das feierliche fünfjährige Ein- und Ausbüßereien der Lehrlinge. Die Ausstellung ist am Sonntag, den 18. und Montag, den 19. April von 10 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags bei freiem Eintritt geöffnet.

Jamile unter den Zedern.

Von Henri Bordeaux.

(Berechtigter Uebersetzung von A. Kunde.)

Ich brauchte mich nicht lange zu fragen, auf wen dieser Blick gerichtet war. Nur Jamile konnte diese zwiefache Empfindung empfinden. Kam neben ihr überhaupt eine andere in Frage? Der Fremde wagte meine Braut zu begehren und um sie leidenschaftlich zu werben. Nun, dieser Hund würde Schimpf und Schande davon ernten. Die Huldigung eines Muselmannes ist nur eine Erniedrigung für ein maronitisches Mädchen und nun gar für eine Maronitin der oberen Klassen, welche die Geschichte ihrer Rasse und den Haß kennt, welche Jahrhunderte der Kämpfe und Mehselen angehört haben. Ich hegte keine Furcht, nur einen unheimlichen Jörn, der dem vergleichbar war, den die respektlosen Worte des Priesters über die zu weiße Haut Jamiles hervorgerufen hatten. Ich konnte keine Furcht haben, ich war geschützt durch einen Abgrund, der tiefer war, als die Schluchten des Kadisha, durch einen Abgrund, den eine Vergangenheit ausgehöhlt hatte, welche sich in ferne Zeiten verlor, und deren Erbe wir waren. Ich brauchte nichts zu befürchten, wenn ich mich von dem violetten Cavalier wandte und mich der zuckerte, deren Gesicht ruhig und fröhlich war, und die, seit früher Kindheit für mich bestimmt, in wenigen Tagen mir angehören sollte. Wenn ich zu ihr hinsah, mußte ich gemäß volle Sicherheit und inneren Frieden finden.

Jamile lag auf einem Teppich und stützte sich auf einen Berg von Kissen, wodurch ihre schöne Büste zur Geltung kam. Um ihren Kopf höher aufzurichten zu können, stützte sie ihn mit der rechten Hand. Die Flechten des kastanienbraunen Haares, an deren Enden statt der üblichen Schleifen Goldschnecken hingen, spielten um ihre Schultern. Ein Strahl der Sonne schien durch ihre auf der Wange ruhenden Finger hindurchzudringen und überhauchte sie golden. Ich war überrascht von der Härte ihres in Spannung befindlichen Gesichts. Einen Augenblick, einen einzigen, währte ich, daß dieser überbittlich harte Ausdruck dem Fremden ihre Verachtung bezeugte. Aber wie wurde ich sofort enttäuscht! Sie, sie hatte ihre Blicke auch auf ihn gerichtet. Der Sturm trübte die schönen Augen, die sonst in der Farbe des ruhenden Meeres leuchteten. Alle ihre zarten und sanften Empfin-

dungen, die Kindesliebe, die Freude an der Heirat, die Hoffnung auf die Zukunft, alle flüchtigen mit vollen Segeln, wie verjagte Barken, welche den Hafen nicht mehr erreichen werden. Ich sah sie eine nach der anderen in Weeresweite verschwinden. Wogen mit weißen, stolzen und glänzenden Wellen trugen sie fort. Und in meiner Betäubung und Verzweiflung entdeckte ich noch etwas Neues, worauf ich am wenigsten vorbereitet war und das noch fürchterlicher wirkte: diese erste gefühlvolle Jamile hatte sich nach wenigen Sekunden ganz ihrer Leidenschaft ausgeliefert — Körper, Seele und Herz, so wie es die Frauen tun, die sich völlig ihrer Liebe opfern, selbst wenn sie ihr Glück, ja ihr Leben preisgeben müssen.

Ich war verstört und durch diese Betrachtung wie festgebannet. Weder aufschreien noch um Hilfe konnte ich rufen. Und meine Qual dauerte an. Sie seifelten sich mit den Augen; sie bemächtigten sich mit den Blicken eines des anderen, wie Körper den Körper nimmt, umarmten und besahen sich vor hunderten von Zuschauern, welche im Schatten der Zedern ihren Jambih einnahmen, und so stumpfen Sinnes waren, daß sie die Schmach ertrugen oder gar nicht merkten.

Im Laufe meines langen Lebens habe ich viel erzählen hören, was auf Liebeserlebnisse bezug hat. Man erzählte oft von Frauen, welche schlaue Visten eines Verführers nach und nach gewonnen. Ich habe nie daran geglaubt. Eine Frau wird auf den ersten Blick erobert oder niemals. Ihr Herz ruft nach einem Herzen, ihr Körper nach einem anderen Körper. Wenn sie auf diese trifft, dann mag sie sich noch so sehr verteidigen, ihre Niedertoge sich selbst verbergen; sie ist ihnen verfallen. Ich hatte dieses Bewußtsein von dem Augenblick an, wo meine Braut aufhörte, die meine zu sein. Aber sie konnte dem anderen nicht angehören. Wenn man unteren Bergen diese Gewalt antat, sie hätten vor Entsetzen gebellt.

Sie hatten sich wieder voneinander gelöst, gesättigt oder voll schaudern. Ein seltsames Phänomen! Ich zweifelte absahd an dem, was ich gesehen. Ein Wort hat seinen klaren Sinn, man kann sich nicht leicht darüber täuschen, selbst wenn es umschreibend oder schwer verständlich ist. Aber ein Blick? Was ist der präzise Sinn eines Blickes? Ein Blick kann sich immer verleugnen, verschiedene Auslegungen zulassen. War ich nicht das Opfer einer Halluzination geworden? Meine allzu sehr eingedämmte Zärtlichkeit entfesselte sie nicht die

Eiferucht in mir? Jamiles Jüge hatten ihre Spannung verloren, sie senkte die Augen; sie erinnerte mit ihren langen Wimpern und dem über der Stirn geteilten Haar an eine Madonna. Ich warf mir meine Ungerechtigkeit vor; wenig fehlte, daß ich sie um Verzeihung bat; aber schon umfingen sie sich wieder mit Leidenschaft.

Butros, der ohne eine Antwort zu erhalten, verschiedene Fragen an mich gerichtet hatte, berührte meine Schulter:

„Bist du taub geworden? O, was du für ein sonderbares Gesicht machst; du spannst ja wie ein Hühnerhund. Welches Wild spürst du auf?“

Was für ein Wild hatte ich aufgespürt? Meine Verzweiflung war so groß, daß ich nicht länger lügen konnte. „Sie sieht nach den Fremden hin.“

Butros lachte laut, daß die jungen Mädchen sich umwandten.

„Was ist dabei? Die Augen haben Freiheit. Unsere Frauen sind nicht verschleiert wie ihre. Sie betrachten die unreinen Tiere.“

Hatte Jamile die Anspielung verstanden? Ihre Ambrosien wurden purpurn. War diese Röte nicht ein Geständnis? Schon sammelte Butros der aufgestanden war, die Augen im Waide. Der „dohle“ sollte getanzt werden. Die Musikanten kamen aus verschiedenen Gruppen und stellten sich zu seiner Verfügung. Infolge der Beschwerlichkeit des Weges, der zu den Zedern führte, hatte man keine großen Trommeln mitgenommen; aber Flöten, Saiteninstrumente waren da, und geschulte Sänger, welche diese endlosen, einhellenden Gefänge, die Wiegenlieder der Barmanen, plasmobieren konnten. Butros stachelte ihren Eifer, rangierte die jungen Leute in einer Reihe hinter sich, nahm das rote Taschentuch in die rechte Hand und begann. Sie kennen ja unseren Nationaltanz. Die ganze Reihe setzte mit ruckartigen Bewegungen ein, geht ein Stück zurück, nachdem sie vorwärts geschritten, beschreibe langsam einen Halbkreis. Mein Freund und Bruder hatte in allen seinen Leibesübungen nicht feinesgleichen. Er leitete den Tanz mit einer Ueberlegenheit, welche den anderen seine Befehle aufzwang. Mit gestrafften Beinen, stolz gewölbter Brust, mit freiem, ungezwungenem, sieghaftem Wesen glich er einem König der Wälder, der in majestätischer Haltung — unter den Baumriesen — den Seinen bei einem heiligen, durch die Jahrhunderte überlieferten Ritus voranschritt.

(Fortsetzung folgt.)

Konfitüren-Woche

bis Mittwoch, den 21. April

Wer 2 Gläser kauft erhält 3

Konfitüren:

- Erdbeer Glas 1,50
- Himbeer Glas 1,50
- Johannisbeer Glas 1,30
- Kirschen Glas 1,30
- Pflaumen Glas 1,30
- Joh.-Himbeer Glas 1,30
- Aprikosen Glas 1,30

Marmeladen:

- Erdbeer Glas 1,20
- Himbeer Glas 1,00
- Johannisbeer Glas 1,00
- Kirschen Glas 1,00
- Pflaumen Glas 1,00
- Joh.-Himbeer Glas 1,00
- Aprikosen Glas 1,00

Reichelt

Für 5 leere Gläser mit Deckel u. unserem Etikett versehen
1 volles Glas ohne Zahlung

Weinstener gefallen! - Preise herabgesetzt!

10 Waggons Obst-, Süd-, Weiß- u. Rot-Weine

- erlangen in bekannter Güte zu nachstehenden Preisen zum Verkauf.
- Sanato-Wein** (Krankenwein, edel, kräftig, süß „mach' mich gesund“) Liter 1,90
 - Apfel-, Heidelbeerwein** (Zuck. ges. per Liter) 75
 - Johannisbeerwein** (Zuck. ges. per Liter) 95
 - Stachelbeer-, Kirschenwein** (Zuck. ges. per Liter) 84
 - Fruchtw. Malagageschm.** (Zuck. ges. per Liter) 1,40
 - Taragona echt, unversch.** (Zuck. ges. per Liter) 1,60
 - Malaga echt, unversch.** (Zuck. ges. per Liter) 1,90
 - Samos echt, unversch.** (Zuck. ges. per Liter) 1,90

Kostproben gratis! Ausschank direkt vom Faß.
 Feinst. Weinbrand-Verschnitt 38% Liter 3,20
 Feinst. Tafelkore 38% Liter 4,45
 Feinst. echt. Weinbrand 38% Liter 4,20
 Feinst. Tafel-Aquavit 35% Liter 2,95
 Zur Aufklärung: 1/2 Flasche enthält 1/10 Liter weniger als ein Liter.
 Preise einschließlich städt. Steuer ohne Glas!

Eduard Süßkind, Likör-Fabrik

- Hauptgeschäft Berlin N 31, Brunnenstraße 42-43
- Berlin N, Chausseestraße 76
 - Berlin N, Müllerstraße 144
 - Berlin O, Koppenstraße 87
 - Berlin O, Petersburger Str. 60
 - Berlin 50, Grünauer Straße 15
 - Mosbitz, Wilsnacker Str. 25
 - Steglitz, Schloßstraße 121
 - Neukölln, Berliner Straße 13.

Deutscher Metallarbeiter-Verband

Sonntagsabend, den 17. April, nachm. 8 1/2 Uhr, im Cocal von Sohle, Cindower Straße 20 (am Webbing):
Branchenversammlung
 der Kesselschmiede und der dazu gehörenden Berufe.
 Tagesordnung: 1. Jahresbericht 2. Wahl der Ausschüsse 3. Beschlüsse der Versammlung u. Berichtsbeschlüsse. Ohne Mitgliedsbuch kein Zutritt.
 Zahlreiches und pünktliches Erscheinen erwünscht.
Die Ortsverwaltung.

Innungs-Krankenkasse der Lackierer

(Zwang-Innung) 37/1
Einladung zur Ausschlußprüfung
 am Mittwoch, den 21. April 1926, abends 8 Uhr, im Kaffeehaus:
 1. Annahme der Jahresrechnung, 2. Bericht des Vorstandes.
 Franz Säger, Vorsitzender.

Moor-, Schweiß-, Eisen-, Stahl-Bad Oppelsdorf

bei Zittau in Sachsen
 Oligonene Erfolge bei **Osteo-, Rheuma-, Frauenleiden**
 Prospekt durch die Gemeindeverwaltung
 Meldestelle für Kur-Akte
 Beginn der Saison Mitte April

Metallbetten L. Juergens

Stahlmattressen, Kinderbetten, etc. in Fein-Kat. 680 Tr. Eisenmöbel-Fabrik Subi Thür

PEEK & CLOPPENBURG

BERLIN C - GERTRAUDTEN-STRASSE 25-27 - ROSS-STRASSE 1-4

Damen-Wetter-Mäntel (wetterfest imprägniert)

- | | |
|--|-------------------------|
| Fertig am Lager: | Fertig am Lager: |
| 2087 Dunkelgrün, Strichloden, lose, weite Form Form 200 | 21.- |
| 4818 Mittelgrüner Strichloden, mit Sattel und eingeleger Rückenfaile Form 207a | 23.- |
| 3000 Guter Strichloden in dunkelgrün; Kragen offen und hochgeschlossenen zu tragen. Form 200 | 25.- |
| 4820 Strichloden, gute Qualität, in mittelgrün, dunkelgrün und marengo Form 207a | 27.- |
| 3780 Dunkelgrüner Strichloden, sehr weite Form, mit tief eingeleger Vorder- und Rückenfaile Form 215 | 29.- |
| 4826 Leichter, reinwollener Kamelhaarloden, sehr gute Qualität, in hellgrün, mittelgrün und marengo Form 200 | 38.- |
| 4825 Reinwollener Kamelhaarloden in marengo, lose, weite Form, mit eingesetzten Ärmeln | 38.- |
| 4536 Mittelgrüner, reinwoll. Loden, beste Qualit., mit Vorderfaile u. aussp. ingender Rückenfaile | 40.- |
| 4502 Leichter, reinwollener Kamelhaarloden, beste Qualität, hellgrün, mittelgrün und marengo Form 207a | 42.- |
| Bestes, reinwollener Loden, in mittelgrün u. braunmaliert, Vorder- u. Rückenfaile, eingeleger Rückenfaile; 2 aufgesetzte sowie 2 Mufftaschen, Armriegel | 45.- |
| 4542 Mantel aus dunkelgrünem, bestem, reinwollenen Kamelhaarloden mit eingeleger Rückenfaile, sowie seitlicher Failempfänger; Armriegel, Kragen, offen und hochgeschlossenen zu tragen | 45.- |

Wet erieste Regenmäntel aus imprägniert. Gubardine in den neuest. Formen v. M. **36**



Damen-Loden-Regen- und Sport-Hüte in großer Auswahl

Hochbahngesellschaft Berlin

Bilanzz am 31. Dezember 1925

Aktiva	
Bau- und Grundbesitz-Rente der Hochbahn	100 443 787
Bau- und Grundbesitz-Rente der Betriebsanlagen	25 004 591
Bausparnisse u. Betriebskassen	19 215 904
Betriebsmittel	9 826 580
Vorräte Betriebsmaterialien	2 075 444
Gezahlte und Gebühre	2 071 645
Bausparnisse	1
Kasse	374 080
Wertpapiere u. Beteiligungen	3 492 787
Pfandgutgaben	5 045 486
Betriebskassen	2 002 087
Summe	180 965 311
Passiva	
Stammkapital	118 294 000
Reservefonds	20 000 468
nicht 10% Schuldverschreibungen Ausgabe 1925	12 000 000
Bankguthaben	434 779
Rücklage für Obligationensteuer und Aufwertung der zur Abzahlung getund noch nicht eingeleit Obligationen u. Bausparnisse	5 409 087
Bahnanlage-Tilgungsfonds	5 581 700
Strukturergänzung	3 300 000
Rücklage für nachzubehaltende Unterhaltungsarbeiten	4 912 748
Fonds für außerordentliche Ausgaben im Betriebe	1 000 000
1926 (50) verb. die Schuldverschreibungen f. d. 3 1926 noch nicht erhaltene Einbehalte u. Steuern auf aufgenommene Schuldverschreibungen	315 000
Verbindliche Rücklagen	100 207
Verbindliche Rücklagen	5 830 844
Reingewinn	8 811 408
Summe	180 965 311

Adolf Hoffmann
Episoden und Zwischenrufe
 aus der Parlaments- und Ministerzeit.
 Preis 1 Mark. Forts. 6 Pfennig.
 Vorträg in allen Vorwärts-Ausgabestellen.

Willst Du sparen für die Mutter, Bring' ihr Blauband anstatt Butter!



50 Pfennig
1/2 Pfd

Feinkost-Margarine

Blauband wie Butter

Fordern Sie die „Blauband-Woche“ zu jedem Pfund.



Zarter Sinn und zarte Hand gibt dem Wäscheschatz Bestand.

Wie rasch sind Ihre empfindlichen Seidenkleider, Blusen, Jumper und Schals verdorben, wenn Sie in der Wahl Ihres Waschmittels achlos sind und nicht das Beste verwenden, was es gibt: LUX Seifenflocken! Im lauwarm abgekühlten LUX-Schaum gewaschen, behalten Seide, Wolle und alle feinen Gewebe ihre zarte Geschmeidigkeit und Farbenfrische, den ursprünglichen Glanz und Schimmer.

Waschen Sie auch Ihr Haar mit LUX Seifenflocken; sie machen es föhneig, locker und schön.
 Preis 50 Pfg.

LUX SEIFENFLOCKEN
 SUNLICHT GESELLSCHAFT A.-G. MANNHEIM-RHEINAU

In allen Abteilungen



Kleider	Mäntel	Blusen
Baumwoll-Musseline 2 ⁵⁰	Fantasic 8 ⁷⁵	Gemusterte Baumwolle 1 ⁹⁰
Washseide 6 ⁷⁵	Tuchware 9 ⁷⁵	Voile, mit kurz. Aerm. 2 ⁵⁰
Composé 7 ⁵⁰	Mouliné 17 ⁵⁰	Voile, mit lang. Aerm. 3 ⁷⁵
Wollmussel. 9 ⁷⁵	Moderne Ripsware 19 ⁷⁵	Kasacks aus Bw.-Crêpe 2 ⁹⁵
Intillierte Bastseide 12 ⁵⁰	Imprägn. Regen-Mil. 14 ⁷⁵	
Cape-Kleid 14 ⁷⁵		
* * *		
Complets	Kostüme	Röcke
Fantasic 15 ⁷⁵	Fantasic 9 ⁷⁵	Fantasic 1 ⁴⁰
Ripsware 39 ⁰⁰	Farbiger Gabardine 19 ⁵⁰	Schöner Cheviot 2 ⁹⁰
Kinder-Mäntel Fantasic 3 ⁷⁵	Farbige Ripsware 29 ⁷⁵	Moderne Ripsware 9 ⁷⁵

Was immer Sie bei uns suchen, stets werden Sie den gleichen Eindruck überraschender Vielseitigkeit und überragender Leistungsfähigkeit gewinnen. Ueberall eine enorme Auswahl! In allen modischen Formen — allen Farben und Mustern — allen Größen und Weiten — — und durchweg unsere nunmehr weit und breit bekannten niedrigen Preise!



Triumph der Mode
 fesch-elegantes Cape-Kleid mit stilvoller Seiden- u. Metall-Sticker. Neuer Faltenrock. Guter Poplin in herrlichen Modelfarben.
 27⁵⁰

Königstr. 33 Chausseest. 113 Oranienstraße
 Am Ohl. Alexanderplatz Beim Stettiner Bahnhof Die neue Ecke

Obige Angebote stehen ab Donnerstag zur Verfügung! — Schriftliche Bestellungen können nicht berücksichtigt werden!

Theater Lichtspiele
 Staats-Theater
 Opernhaus
 Opernhaus am Königsplatz
 Schiller-Theater
 Städtische Oper
 Pique-Dame
 Th. a. Nollendorfpl.
 Der alte Dessauer
 Deutsches Theater
 Mord
 Kammerspiele
 Die Nackten Kleiden
 Die Komödie
 Viktoria
 Berlin'r Theater
 SCALA
 Sprung- und Tauch-Sensation
 10 Attraktionen

Lessing-Th.
 D. fröhliche Weinberg
 Kleines Th.
 Reiner Tisch
 Deutsches Kunst-Theater
 Ein Walzertraum
 Kleze u. Maria
 Die rote Cico
 Wallner-Theater
 Kolportage
 Residenz-Theat.
 Foppke
 Thalia-Theater
 Kavaliere Jack
 Th. d. Kommandantenstr.
 Kabarett d. Komiker
CIRCUS BUSCH
 Letzte Aufführung
 Capellastro
 1 Kind frei
 Th. in d. Klosterstr.
 Trianon-Theater
 Ein nackter Mädel gefunden

Volksbühne
 Faust
 Elite-Sänger
Rennen zu Karlshorst
 Rosenberg-Jagdronnen
Großes Schauspielhaus
 Fick Dich
Barowsky-Bühnen
 Theater
 Mrs. Cheneys Ende
Komödienthaus
 Der Garten Eden
Die Tribüne
 Der Rubikon
Rose-Theater
 Der Traum vom Glück
Neues Th. am Zoo
 Guido
Thielscher
 Stöpsel

Theat. d. Westens
 Prinzessin Rusch
Casino-Theater
 Eine Nacht im Fahrstuhl
Central-Theater
 Eva Bonheur
Berliner Uk-Trio
DRESDNER BANK
 Bilanz per 31. Dezember 1925

AKTIVA	RM
Kasse fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	42 456 790.26
Wechsel	252 779 442.53
Notenguthaben bei Banken und Bankfirmen	152 891 716.58
Reports und Lombards gegen börsenräumige Wertpapiere	-34 255 819.48
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	138 797 374.72
Eigene Wertpapiere	621 181 133.57
Konzernabschlüsse	13 280 546.04
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	11 152 466.88
Schuldner in laufender Rechnung	23 321 115.50
Bankgebäude	46 885 700.05
Sonstiger Grundbesitz	30 800 000.—
Mobilien	1 302 000.—
Pensionsfonds-Effekten	1 293 750.60
	1 162 919 671.01
PASSIVA	RM
Aktienkapital	78 000 000.—
Gesetzliche Rücklagen	23 400 000.—
Gläubiger	1 063 749 371.77
Akzeptierte und Schecks	47 715 011.60
Pensionsfonds	1 300 000.—
Dividenden-Konto	84 017.22
Reingewinn	8 670 579.—
	1 162 919 671.01
VERLUST	RM
Handlungs-Unkosten-Konto	85 077 562.29
Steuern	1 789 630.85
Abschreibungen	517 680.97
a) Mobilien	1 822 419.22
b) Bankgebäude	8 670 579.—
Reingewinn	69 577 816.43
GEWINN	RM
Vorräte von 1924	156 904.—
Wechsel-, Zinsen-, Sorten- und Zins-schein-Konto	30 771 815.01
Provisions-Konto	35 996 483.16
Erträge aus dauernd. Beteiligung bei anderen Banken	1 209 411.67
Sonstige Einnahmen	443 502.59
	69 577 816.43

Komische Oper
 Die Neue Revue
Berlin Komed
WINTER GARTEN
 Preisabbau auf allen Plätzen!
Reichshallen-Theater
Stettiner Sänger
Dönhoff-Breitl
Verkäufe
Bekleidungsstücke, Wasche usw.

Möbel
Vermietungen
Arbeitsmarkt
Stellenangebote
Schildermaler
Unterricht
KLEINE ANZEIGEN
 sehr billig!

Verschiedenes
Waschanstalten
Geldverleih
Zimmer
Arbeitsmarkt
Stellenangebote
Schildermaler
Unterricht
KLEINE ANZEIGEN
 sehr billig!

Die eigene Wohnung.

Von Trude E. Schulz.

Bei einer Wohnungsmonopolisierung richtete der Wohnungsinhaber auf den Weisheitsmann und den Beamten des Wohnungsamtes einen Revolver, nachdem er ihnen zuerst eine Art einseitigen Besuchs hatte. Der Weisheitsmann machte von seiner Schusswaffe Gebrauch und traf den Wohnungsinhaber so unglücklich, daß er bald darauf starb. (Reizmonomanie.)

Jedenfalls hatte dieser Mann in unserer Zeit, in der die Leute in Erdhöhlen und Viehställen hausen und in der einige Rupees eines ausstanzigen Eisenbahnwagens schon eine vielbegehrte Luxuswohnstätte bilden, eine richtige Wohnung erhalten. Vielleicht war seine alte Wirtin gestorben, bei der er gemeinsam mit seiner Frau die Wohnzimmern abgemietet hatte, und so war auch die Küche freigeworden und mit dem einen Quadratmeter großen Korridor und dem Klosett, das allerdings sehr oft verstopft war, da es der Wirt nie gründlich in Ordnung bringen ließ, in seinen Besitz übergegangen. Vielleicht hatte er auch eine leerstehende Wohnung entdeckt, wegen deren Vergebung erst noch einige Abendbände gefüllt werden mußten, und da hatte er einfach dem weisen Entschluß des Wohnungsamtes vorgegriffen und sich kurzerhand selber einquartiert. So oder ähnlich ist es sicher gewesen; denn es handelte sich ja um keine große Wohnung, von fünf Zimmern auswärts. Die hätte er leicht bekommen können. Aber er war eben ein armer Teufel, der nicht mal die lumpigen paar tausend Mark Hypothek für eine kleinere beschlagsnahmefreie Wohnung aufbringen konnte. Aber nun hatte er doch plötzlich „hintenherum“ eine Wohnung erwirkt, und die Betten und der Schrank und der Tisch auf Abzahlung standen spiegelblank da und hatten ihren richtigen Platz, und wenn der Mann abends nach Hause kam, besah er sich die Herrlichkeit und dachte ein bißchen und sagte zu seiner Frau: „Was, hübsch ist's doch bei uns.“ Und dann gingen sie beide in die Küche, um dort ihr Abendessen zu verzehren, damit nicht durch heiße Tellerränder und Essendampf die Pracht ein frühzeitiges Ende fände.

Und dann eines Sonntagsabends vielleicht, als der Mann gerade besonders froh und schnell nach Hause kam, weil er den ersten Wandschmuck für das „eigene Heim“, ein wunderschönes Bild für eine Raar fünfzig, unter dem Arm trug, und er sich schon ausmalte, wie sie es nun beide den ganzen Sonntag in Ruhe würden betrachten können, da fand er seine Frau an dem schönen, nussbaumfurnierten Tisch, wie sie ohne Rücksicht Tränen um Träne auf seine glänzende Platte rinnen ließ. Er begriff sofort, daß etwas Unerhörtes Schreckliches geschehen sein müsse. Und das war es auch. Ein gelblichweißes Stück Papier, nicht beschrieben, sondern gleich gedruckt, weil man es in großen Mengen braucht, und nur mit einigen mit Antikenschrift höflich ergänzten Zahlen forderte die ungewohnte Kämmerung der Wohnung, widerwillig man die widerrechtlich Inhaber nebst Möbel zwarungsweise herauszugeben würde. Der Mann wollte zuerst fluchen; aber als er die hollöcherliche Verzweiflung seiner Frau sah, sagte er etwas von Dingen, die nicht so heiß gesprochen werden, wie sie geflocht werden, und bemühte sich überhaupt, sehr viel Fassung zu zeigen.

Aber am aller schlimmsten war doch, daß nun der Sonntag kam. Da blieb nichts übrig, als abzuwarten und gegenseitig möglichst ruhig zu tun. Doch das Bild hängten sie nicht auf. „Nein, bitte nicht“, sagte die Frau ganz ängstlich, als der Mann es doch tun wollte, denn sie fürchtete unendliche, durch diesen neuen unerhörten Luxus das Schicksal noch mehr herauszufordern. Von Erholung nach sechs schweren Arbeitstagen war an diesem Sonntag natürlich nicht die Rede. Mühevoller und erschöpfender schien er den beiden als das härteste Arbeitsjahr.

Am Montag morgen ging dann der Mann statt in die Fabrik oder ins Bureau zum Wohnungsamt. Und obgleich eigentlich erst am Dienstag die „öffentliche“ Sprechstunde war, fand sich doch ein Beamter, den die jämmerliche Miene des Mannes rührte und der ihn vorließ und sich den Fall anhörte und ihn dann an die zuständige Stelle verwies. Ja, da war nun aber nichts zu machen. Kinder hatte der Mann nicht, und außerdem war die Wohnung schon so gut wie vergeben, und durch sein selbständiges Eingreifen hatte er den Fall nur erschwert und die Folgen mühe er nun selber tragen. Aber man wollte sehen, was sich machen ließe, vielleicht könnte man ihm eine Kochstube oder eine kleinere Wohnung zuweisen.

Da ging der Mann dann nach Hause und am Nachmittag wieder zur Arbeit, und wenn er mit seiner Frau sprach, so machte er ein hoffnungsvolles Gesicht und endigte alle Unterhaltungen, worüber sie sich auch unterhalten haben mochten, mit dem Satz: „Dann haben wir endlich Ruhe in unserem eigenem Heim.“ Und das war nicht sonderbar; denn wovon die beiden auch redeten, sie dachten immer, immer nur an ihre Wohnung.

Aber so hoffnungsvoll, wie der Mann sich seiner Frau zeigte, war er in Wahrheit nicht, und es erwies sich auch bald, daß er durchaus keinen Grund dazu gehabt hätte. Denn die erste Zuweisung, die sie bekamen, war ein Keller, ein richtiger Keller, in dem sonst wahrscheinlich Kartoffeln oder Kohlen gelagert hätten und in dem das Wasser von den Wänden lief und ganze Pilzplantagen gedeihen. „Da zieh' ich nicht hin“, sagte der Mann. So wies man ihm eine andere Wohnung an. Das war ein Zimmer, drei Meter lang und zwei breit, und ein Tisch und ein Bett und ein Stuhl hätten bequem Platz darin gefunden. Und sie waren ja schließlich richtig verheiratet, und in Zimmern, kaum viel geräumiger, hausten manchmal bis zu einem halben Dutzend Personen. Im Gefängnis freilich ist die Zelle des Gefangenen gewöhnlich sogar etwas größer. Aber dafür hat er auch erst stehen müssen, vielleicht weiß er sonst verhungert wäre. So leicht kommt man aber nicht in den Besitz eines eigenen „Zimmers“.

Der anspruchsvolle Mann lehnte also auch die zwei Meter breite und drei Meter lange Kochstube ab. Die dritte Wohnung, die man ihm großmütig überlassen wollte, war ein Bodenver Schlag, der im Sommer gewiß heiß und lustig gewesen wäre. Nur gerade im Winter war es ein bißchen kühl dort, und weniger als ein Zentner Brennstoff täglich hätte nicht gelangt, die Temperatur dort über den Nullpunkt steigen zu lassen. Auch für diese Wohnung dankte der Mann.

Seine Frau war indessen vom vielen Umherlaufen und Weinen und von den vielen, vielen schlaflosen durchsorgten Nächten zum Skelett abgemagert; außerdem ging es der Familie jetzt sehr schlecht, weil die häufigen Wege zum Wohnungsamt und zu allen möglichen Stellen, von denen der Mann Hilfe erhoffte, immer wieder halbe und ganze Tagesverdienste verschlungen hatten. Da kam die neue Verfügung: „Die Wohnung muß bis zum 8. leer sein, sonst wird sie zwangsweise geräumt.“

Sie war am 8. nicht leer. Noch immer standen die nussbaumfurnierten Betten, der Tisch, der Schrank an den alten Wänden, der

Raum für das Bild war allerdings auch noch immer frei, und in der Küche machte sich der zusammengeschobene Küchenschrank breit. Da kamen die Beamten, mit Verfügungen bewehrt und auch sonst bemessen, und forderten Einlaß. Der Mann schob noch hörbar den Riegel vor und schloß raselnd die Schublade und rührte sich dann nicht mehr. In irgendeiner Ecke sah die Frau und schluchzte hilflos und verzweifelt, daß der ganze Körper zitterte. Draußen trat nach überlautem Pochen Stille ein. Dann hörte man, wie sich jemand am Schloß zu schaffen machte und es plötzlich mit einem Ruck zurücksprang. Der Riegel war standhaft. Schließlich griff man mit Art

Trockenlegung der Weltliteratur in Amerika

(Zu den amerikanischen Buchverboten.)



„Das Buch ist ausgezeichnet, wir werden es verbieten, die Leute können sonst den Geschmack an unsern Tüffelgerichten verlieren.“

und Säge die Tür an. Da erwachte eine Erinnerung in dem Mann. Er stürzte an seinen Werkzeugkasten; ein Eisenband wollte er noch schnell über den Eingang spannen, dann sollten sie schon der Tür nicht viel anhaben können. Aber da spitzte sie schon. Der Mann schleuderte das Werkzeug, was ihm gerade in die Hand kam, den Eindringenden entgegen. Dann sprang er zurück ins Zimmer, wo für den schlimmsten Fall ein Revolver bereit lag. Den richtete er auf die Beamten. Da trachte auch schon von der anderen Seite ein Schuß. Der Mann fühlte einen Schlag, einen Schmerz, wollte noch einen Schritt vorwärts tun und schlug hin. Gleich darauf war er tot.

Und nun bekommt er, was er im Leben nicht haben sollte: Eine eigene, wenn auch etwas enge Wohnung, und sogar ein Gärtchen dazu. Er war ein armer Lump, darum konnte er wirklich nichts Besseres tun, als sich begraben lassen.

Epilepsiebehandlung durch Operation.

In diesen Tagen wurde die 30. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie in Berlin geschlossen. Der Jubiläumskongress war reich an Vorträgen von wissenschaftlicher und chirurgisch-technischer Bedeutung. Der bekannte Berliner Gehirnarzt Geheimrat Fedor Krause sprach über die operative Behandlung der Epilepsie. Obwohl die Ausführungen von Fedor Krause, dessen Erfahrungen über diesen Gegenstand bis zum Jahre 1892 zurückgehen, keine neuen Entdeckungen behandelnd, beanspruchten sie allgemeines Interesse. Im 1900 gab es in Deutschland 100 000 Epileptiker. Dieser Schätzung entsprechen auch die neuesten Mitteilungen des statistischen Reichsamts zum mindesten. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Statistik nur die in Anstalten Verstorbenen erfaßt, während die Zahl der in Familien unversehrten Epileptiker wahrscheinlich viel größer ist. Bei der Trostlosigkeit des Leidens, dem seelischen und häufig auch wirtschaftlichen Verfall der Kranken und ihrer Angehörigen kommt der Frage der Epilepsiebehandlung durch Operation am Gehirn eine erhebliche soziale Bedeutung zu.

Eröffnungen des Schädels sind schon in vorhistorischer Zeit ausgeführt worden. Die Operierten haben den Eingriff auch überstanden. Aber über das Gehirn und seine Funktionen war man bis vor wenigen Jahrzehnten nur unvollständig unterrichtet. Im Jahre 1869 entdeckte Hügley, daß von bestimmten Stellen des Großhirns aus Bewegungen reguliert werden. Er fand die motorischen Zentren der Hirnrinde. Die sogenannte Zentralwindung des Gehirns erstreckt sich ungefähr von der Gegend des Scheitels bis zum Oberrand der Ohrmuschel. Am höchsten Punkt dieser Zentralwindung befindet sich das Bewegungscentrum für den Fuß, etwa in der Mitte das für die Hand, unten das für die Zunge und den Kehlkopf. Im dieselbe Zeit beschrieb Jackson eine Art von Epilepsie, bei der offenbar die motorischen Zentren krankhafte Veränderungen aufwiesen. Diese Krankheit, die Jacksonsche oder Rinden-Epilepsie, kann mit Erfolg operativ behandelt werden. Man öffnet den Schädel, schneidet die erkrankten Stellen des Gehirns aus und erzielt damit tatsächlich Dauerheilungen. Vorbedingung zur Operation ist die genaue Beobachtung der Krämpfe. Dabei sind die ersten Zeichen des Anfalls von besonderer Wichtigkeit. Häufig beginnen die Zuckungen in ganz bestimmten Muskelgruppen. Im Verlauf des Anfalls werden weitere Muskeln betroffen und zwar in der Reihenfolge, die der Lage der einzelnen benachbarten Gehirnzentren entspricht.

Fangen z. B. die Zuckungen im Zeigefinger an, so liegt der Krankheitsherd mit großer Wahrscheinlichkeit im mittleren Teil der Zentralwindung. Von dieser Stelle aus greift die Funktionsstörung auf die benachbarten Zentren über.

Das Vorgehen bei der Operation selbst ist verhältnismäßig einfach, wenn durch eine Verletzung wie durch einen Schuß die erkrankte Stelle von vornherein feststeht. Oft ist aber auch am freigelegten Gehirn mit dem Auge nirgends eine krankhafte Veränderung zu erkennen. Hier hilft sich der Chirurg in folgender Weise. Nachdem er sich vergewissert hat, daß es sich um eine Rindenepilepsie handelt, eröffnet er die Schädelhöhle in der Gegend der Zentralwindung, reizt durch schwache elektrische Ströme das freigelegte Gehirn und beobachtet, welche Muskelgruppen durch die Reizung bewegt werden, rekonstruiert sich also den ersten Beginn des Anfalls. Wenn er so den Sitz der Erkrankung genau umgrenzt hat, schneidet

er die erkrankte Stelle aus. Die Eingriffe werden in örtlicher Betäubung ausgeführt. Bekanntlich ist das Gehirn schmerzempfindlich.

Meistens geht einem epileptischen Anfall die sogenannte Aura voraus d. h. Halluzinationen der Sinnesorgane. Es leiten dann solche Gesicht-, Geschmack-, Gefühls- oder Geruchstäuschungen den Anfall ein. In diesen Fällen würde die Ausschneidung der motorischen Zentren allein nicht zur Heilung führen, da die Krämpfe in den zugehörigen Muskelgebieten nur eine Folge von Störungen darstellen, die von anderen Hirnstellen ausgehen und auf sie übergreifen. Hier ist eine operative Heilung vorläufig nur möglich, wenn der Krankheitsherd in der Gesicht- und Gefühlssphäre des Gehirns liegt. Beginnt der Anfall mit einseitigen Kopfschmerzen oder mit einseitigen Gefühlsstörungen, Ameisentrieben, Krabben, Kälte- oder Hitzeempfindung, in bestimmten Abschnitten der Gliedmaßen oder des Rumpfes, so besteht Aussicht auf Heilung des Leidens durch Operation, da die betreffenden Zentren im Gehirn so gut wie sicher bekannt sind.

Von operativer Behandlung müssen noch Epilepsien ausgeschlossen werden, bei denen keinerlei Zeichen der Lokalisation an einer bestimmten Gehirnstelle vorliegen oder niemals in ihrer früheren Entwicklung vorgelegen haben. Für die große Reihe von epileptischen Erkrankungen mit bestimmt nachweisbarer Lokalisation im Gehirn kommt nach den heutigen neurologischen und chirurgischen Erfahrungen die Operation in Betracht, so weit anderweitige Behandlung versagt hat. Beweisende Operationsfälle wurden von Geheimrat Fedor Krause besprochen und an Projektionsbildern demonstriert. E. D.

Aus Dehmels Sturm- und Drangzeit.

Richard Dehmel ist der unvergessene und unvergeßliche Dichter jener Sturm- und Drangzeit der deutschen Literatur gewesen, die in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine neue Blüte der Dichtung heraufführte. Eine echte Sturm- und Drangzeit war er selbst, und am stärksten offenbarte sich dieses sein Wesen in seinen Jugenderlebnissen, die ihn langsam zum Dichter heranreifen ließen. Julius Bab, der soden im Verlag von H. Haessel zu Leipzig die erste wissenschaftliche, auf reichem, unbekanntem Material beruhende Richard-Dehmel-Biographie hat erscheinen lassen, hat dabei auch die Jugend des Dichters sehr eingehend behandelt und aus den Kämpfen und Hemmungen jener Tage die Grundmelodie seines Schaffens hergeleitet.

Schon auf der Schule erreichte der märkische Förstersohn Richard Dehmel Anstoß. Er wollte sich nicht der Schuldisziplin fügen, beteiligte sich als Schüler des Berliner Sophien-Gymnasiums an einem naturwissenschaftlichen Verein, der den damals für revolutionär geltenden Lehren des Darwinismus anhing. Als der Direktor seiner Entzweiung in den Worten Ausdruck verlieh: „O, Sie Unglücklicher, wollen Sie denn durchaus die Häuser schmücken, die mit eiskernen Stützen verzerrt sind?“ soll Dehmel geantwortet haben: „Das geht Sie gar nichts an, Herr Direktor; im preussischen Staat kann jeder nach seiner Façon felig werden; im übrigen empfehle ich mich.“ Die Rückkehr auf diese Schule war ihm damit unmöglich geworden; nach grünem Zusammenstoß mit dem strengen Balcer kam er auf ein anderes Gymnasium, wo der bekannte Philosoph Dr. Besselmann sich seiner annahm. Aber als er hier beim Abiturientenexamen um ein halbes Jahr zurückgestellt werden sollte, ging er nach Danzig, wo es schließlich am 16. September 1882 sein Reifezeugnis erhielt, in dem zu lesen war, Dehmel sei „nicht ohne geistige Reife und von guten Anlagen unterstützt“. Nun konnte sich der Bruder Studio der ersehnten Freiheit erfreuen; er studierte zunächst hauptsächlich Naturwissenschaften, dann treten die Staatswissenschaften in den Vordergrund. Im dumpfen Drang, seine überfüllten Kräfte zu entfalten, wurde er mit Begeisterung und Gründlichkeit Couleur-Student, war bei einer Burschenschaft schnell erster Charakter und wurde ein berühmter Redner, besonders weil er vorzüglich „fiand“. Die Karbe, die sich damals neben seinen Rüstern ins Gesicht einschmeißelte, ist ein bezeichnender Hauptzug seiner Erscheinung geworden. Den braven Eltern im märkischen Forst geteilt dies Leben des Sohnes wenig. Der Vater jürnte, und die Mutter schrieb rührende Briefe, wie z. B.: „Auf Deinen Brief, welchen ich heute erhalten haben, antworte ich Dir im Namen Deines Vaters; daß seine Kinder ihm immer angenehm sind, wenn sie ihn besuchen, so sie ordentliche brave Menschen sind. Solches hoffen wir auch von Dir, und so Du Dich eine Fassung von Deinen Leidenschaften halt beherrschen lassen und zu tadeln wart, Du wohl eingesehen hast, wohn ein wüßtes Leben führt und wieder auf den rechten Weg gekommen bist.“

Dehmel fand immer wieder den Weg zum Vaterhaus zurück, denn er liebte den ihm gelbesverwandten Vater, und er blieb stets ein leidenschaftlicher Sohn der Erde, der diese früher verdrängte Landschaft aus einem innersten Gemeingefühl heraus verherrlicht hat. Dem Lobgefang des deutschen Rheins stellte er später in seiner größten Dichtung trotz der Breis des Rhin gegenüber. Im Förstershaus zu Krammen fand er stets wieder Obdach nach seinen wilden Entzweien in Berlin. Hier hatte er in manchen Sommermonaten nur ein nächstliche „Weibe“ auf den Bänken des Tiergartens, wo ihn schließlich eine Kellnerin, die unter dem Namen „Die schwarze Felg“ bekannt war, auffand und zu sich nahm. Auch sein Lebensfreund Franz Oppenheimer nahm ihn in seiner Studentenbude auf und teilte mit ihm sein Geld. Aber Dehmel brachte das Geld in einer lustigen Nacht durch und lag dann lachend trumm“. Im Jahre 1883/84 hat der junge Student eine Jagdzeitung redigiert und für diese einen Roman geschrieben. Es gehörte später zu seinen Angstträumen, daß jemand dieses Erzeugnis auffinden und unter seinem Namen veröffentlichen könne. Dann ging er eine Zeitlang als Redakteur ins Saargebiet, wo er „ein freisinniges Drama, ein Arealblatt in Reinfürchen, mit Feder, Schere und Klebteufel für 550 Taler im Jahr gestaltete“. Auch diese Stellung gab er schon im Frühjahr 1885 auf und lehrte nach Berlin zurück. Sein Freund Sächsel erzählt von den wilden Ausbrüchen seines Temperaments. In einer Nacht wollte er sich von der Weidenammer Brücke herabstürzen; ein anderer bekam er ein Strammholz wegen nächtlicher Entzweierung der Vaterneupfähe in der Friedrichstraße, und den besten Rat gab ihm wohl der Vater, als er ihm Anfang 1886 in einem Brief schrieb: „Ich weiß keinen Ausweg, habe nun auch gerade genug mit Deinen Schulden. Erkläre Dich einfach für bankrott und fange ein neues Leben an!“

Die dichterische Aber begann sich damals in Dehmel zu regen; er machte viele Verse, schrieb auch Dramen, aber alles war noch dilettantisch, und erst die Selbstzucht des folgenden Jahrzehnts hat in ihm den großen Dichter reifen lassen.

Spielfarten-Musik. Vor etwa hundert Jahren war in England ein Kartenspiel Mode, das allerdings weniger ein Kartenspiel als ein musikalisches Spiel darstellte. Nach dem Bericht eines zeitgenössischen Blattes fanden auf jeder der Karten irgend ein paar Balzerakte, die aber natürlich in der gleichen Tonart ausgeführt waren. Das Spiel bestand nun darin, daß, nachdem man die Karten gemischt hatte, jeder Mitspielende eine beliebige Karte herauszog, worauf der nächste eine Karte nahm und so fort, bis alle Karten gezogen waren. Zuletzt wurde dann die ganze Kartenumflü hiner-einander gespielt. Es sollen dabei oft ziemlich herberbare Balzer entstanden sein, manchen Komponisten, denen gerade nichts einfällt, dürfte die Kartenumflü aber immerhin zu empfehlen sein.

Währungskrise im Sowjetstaat.

Der wankende Tschermoneh.

Der Sturz des Tschermoneh wird neuerdings selbst von den leitenden Sowjetblättern und Staatsorganen nicht mehr geleugnet. Die „Pravda“ vom 8. April schreibt, daß sich „überflüssige Gelder im Umlauf bemerkbar machten, die auf die Stabilität des Tschermoneh drückten“ und das Komitee der Banken weist offiziell auf die „Uebersättigung des Warenverkehrs mit Zahlungsmitteln hin.“ („Ökonomische Schiza“ vom 27. März.)

Im Verlauf von drei Jahren nach der Schaffung einer stabilen Währung hat die Sowjetregierung mit gebotener Umsicht die günstigen Emissionsmöglichkeiten ausgenutzt, die durch den zunehmenden Warenverkehr und durch die Verlangsamung des Geldumschlags geschaffen wurden. Im Herbst 1925 veranlaßte die Uebersättigung der Ernte und die Hoffnung auf das Anwachsen der Ausfuhr wie auf die verstärkte Entfaltung der Industrie die Sowjetregierung, so ungeheure Summen neuer Geldmittel in den Verkehr zu bringen, daß die gebotenen Grenzen überschritten wurden. Die Masse der Geldzeichen wurde vom Juli bis September 1925 um 35 Proz. vermehrt; sie nahm auch in den folgenden Monaten zu und erreichte im Dezember 1925 die Höhe von 1286,7 Millionen Rubel. Ingesamt hatten sich die Geldmittel im Laufe des Jahres verdoppelt. Die Getreideernte erwies sich indes bedeutend niedriger, als sie vorher geschätzt wurde; die Ausführbedingungen für Getreide, Raphtha, Kohle, Flachs und Holz waren in Anbetracht der hohen Befestigungskosten äußerst ungünstig, und die Erweiterung der Industrie geriet ins Stocken, weil die aus der vorrevolutionären Zeit erhalten gebliebenen Betriebe fast vollständig in Gang gesetzt waren.

Die steigende Tendenz, die sich im Verlauf von drei Jahren im Warenverkehr gezeigt hatte, wurde infolge des Warenmangels von einer sinkenden Tendenz abgelöst. Nach den Angaben der Moskauer Warenbörse sowie von 70 Provinzbörsen stieg die Gesamtsomme der Handelsabschlüsse im September vorigen Jahres gegenüber dem Vormonat um 55 Proz.; im Oktober nahmen die Abschlüsse um weitere 5 Proz. zu und erreichten die Höchstsumme von 1019 Millionen Rubel. Im November setzte der Rückgang ein. Die entsprechenden Zahlen sind: für November 807, für Dezember 699, für Januar 599, für Februar 569 Millionen Rubel. Die Masse der Geldmittel stieg indessen in schnellem Tempo, während der Warenverkehr bedeutend zurückging.

In jedem Lande mit einer kapitalistischen Wirtschaft hätten diese Verhältnisse ein Sinken des Kurses des Tschermoneh gegenüber der ausländischen Währung und dem Goldwert gezeigt. In Sowjetrußland jedoch gewinnt, nach der richtigen Bemerkung von Professor Sokolow, „der Währungskurs unter den Bedingungen des Außenhandelsmonopols einen künstlichen Charakter... und hört deshalb auf, ein guter Maßstab der Emissionspolitik zu sein“. Der Sowjetstaat fährt bis in die letzten Tage hinein fort, den Kurs des Tschermoneh sowohl gegenüber dem Dollar wie gegenüber dem Goldwert nach der Parität zu berechnen.

Aber die Inflation hat sich in heftiger Weise in der Erhöhung der Kleinhandelspreise auf den staatlichen, genossenschaftlichen und insbesondere auf den privaten Märkten bemerkbar gemacht. Die Zuschläge zu den Großhandelspreisen erreichten im staatlichen Kleinhandel 50 Proz., bei einigen Waren sogar 100 Proz. Auf dem privaten Markte, der 80 Proz. der Bauernbevölkerung verlor, beträgt die Spanne zwischen den Kleinhandels- und Großhandelspreisen 200 bis 250 Proz. Und was besonders wichtig ist: ungeschädet der guten Ernte dieses Jahres sind die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse fortgesetzt im Steigen begriffen, während sie im vorigen Jahre zurückgingen. Die Befestigungskosten eines Pud (16 Kg.) Roggen sind von Oktober 1922 bis März 1926 von 1,04 auf 1,43 Rubel, die Befestigungskosten eines Puds Weizen von 1,38 auf 1,55 Rubel gestiegen.

Von Monat zu Monat sinkt auch die Kaufkraft des Tschermoneh; im September 1925 betrug sie 4,81, im März 1926 bloß 4,29 Rubel.

Seit dem Februar ist die Inflation so offensichtlich geworden, daß die Sowjetregierung nicht mehr in der Lage war, die Wirkung auf dem Geldmarkt zu verbergen.

Der Bericht über die wirtschaftliche Konjunktur für Februar („Ökonomische Schiza“ vom 24. März) hebt drei unumwandelbare Anzeichen der Inflation hervor: einmal ist der Kurs des Tschermoneh beim Geldankauf, insbesondere in Bezirken, die in der Nähe der Grenzen liegen (Leningrad, Minsk, Komorossk) um 10 Proz. gesunken; der private Diskontsatz erreichte ferner in Moskau 15 Proz., in der Krim 22 bis 24 Proz. im Monat; schließlich machte sich in den Banken ein Abströmen der Geldmittel der Privatpersonen und gleichzeitig eine verstärkte Uebersättigung fremder Währungen auf der spekulativen Währungsbörse bemerkbar.

So lauten die offiziellen Angaben. Privatpersonen jedoch, die im russischen Wirtschaftsleben gut Bescheid wissen, behaupten, daß in letzter Zeit der Kurs des Dollars 3 Rubel (bei einer Parität von 2 Rubel) beträgt, und das selbst sowjetrussische Staatsbetriebe, die an der Einfuhr interessiert sind, ausländische Währung zu diesem Kurse ankaufen.

Die Schwankungen des Tschermonehkurses dürfen natürlich nicht als Beginn eines unabwendbaren katastrophalen Sturzes angesehen werden. Wenn die Sowjetregierung rechtzeitig die notwendigen Mittel ergreift, so kann wiederum eine feste Grundlage für die russische Währung geschaffen werden. Aber was bisher auf diesem Gebiete unternommen wurde, genügt nicht. Vom Dezember 1925 bis April 1926 ist die Menge der im Verkehr befindlichen Tschermoneh und der Staatschahscheine um 82 Millionen Rubel verringert worden; gleichzeitig jedoch sind für 34 Millionen Rubel neue Obligationen des Finanzkommissariats herausgegeben worden. Der schlimmste Gelderfolg Selbst die Verringerung der Menge des Tschermoneh ist „auf Kosten des Verkaufes von Edelmetall und ausländischer Währung“ vorgenommen worden. Die feste Deckung ist in den letzten Monaten von 47 Proz. im Oktober auf 31 Proz. im März herabgesetzt worden, was insbesondere in den Bedingungen der einseitigen Inflation das Vertrauen zur Stabilität der Wäh-

rung erschüttern muß. Die in Moskau einseßenden Kazzien und Verfolgungen gegenüber der „Schwarzen Börse“ verstärken bloß die panische Stimmung bei den Besitzern des Sowjetgeldes; diese Stimmung greift sogar auf das flache Land über, wo der Bauer in der Furcht lebt, eine zweite Periode der Geldentwertung durchmachen zu müssen. Die Einschränkung der Notenausgabe und die Beschränkung der Kredite haben die rhapsodische Sowjetindustrie, die hauptsächlich auf Kosten der staatlichen Zuwendungen lebt, in eine fast katastrophale Lage versetzt; es hat eine massenhafte Stilllegung der Betriebe begonnen und die Zahl der protestierenden Beschäftigten der staatlichen Betriebe ist im Februar um 32 Proz. gestiegen. Die vor einigen Monaten geplanten Reformen auf dem Gebiete des Außenhandels sind auf dem Papier geblieben, während in den letzten vier Monaten des neuen Wirtschaftsjahres (von Oktober 1925 bis Februar 1926) der Einfuhrüberschuß bereits 68,1 Millionen Rubel beträgt.

Die Verwaltungsmaßnahmen auf dem Gebiete der Regelung der Kleinhandelspreise zeitigen in den Bedingungen eines heftigen Warenhungers keine positiven Ergebnisse, sondern schaffen lediglich eine Atmosphäre der Agiotage und der verstärkten Spekulation.

Die Stabilität des Tschermoneh kann in radikaler Weise nur wiederhergestellt werden, wenn neue große Warenmengen, deren das russische Dorf in starkem Maße bedarf, in den Verkehr gebracht werden. Dies ist aber nur möglich, wenn die innere Produktion erweitert und gleichzeitig die Einfuhr gesteigert wird.

Die eine und die andere Maßnahme erfordert jedoch ungeheure Kapitalien. Besonders große Mittel sind für die Industrie erforderlich, die eine radikale Erneuerung der alten und die Errichtung neuer Betriebe braucht. Der Kern der Krise liegt darin, daß die gegenwärtig in Rußland herrschenden ökonomischen und politischen Bedingungen nicht die notwendigen Voraussetzungen für die Entwicklung der Produktivkräfte und für die Anhäufung des Kapitals im Lande selbst enthalten und die Beschaffung von Geld- und Warenkrediten im Auslande außerordentlich erschweren.

A. Jugow.

Sokolnikow über die russische Währungskrise.

Der ehemalige Finanzkommissar Sokolnikow veröffentlicht in der „Ökonomische Schiza“ einen Artikel über „Die Goldreferenzen der Staatsbank und die Sowjetwirtschaft“, in dem er darauf hinweist, daß die Anspannung der Valutareferenzen der Staatsbank den Höchststand erreicht habe und deren weitere Aufzehrung nicht mehr zugelassen werden dürfe. Im Gegenteil müsse alles daran gesetzt werden, um die Edelmetall- und Valutareferenzen wieder aufzufüllen. Goldreferenzen seien notwendig, um Konjunkturrückgänge parieren zu können, um einen Ausgleich zwischen den Zahlungen für Importwaren und den Eingängen aus dem Export zu schaffen und um die Goldparität der Währung im Inlande ausrecht zu erhalten. Die Auffüllung der Goldreferenzen bei starker Einschränkung des Imports könne allerdings nicht schmerzlos durchgeführt werden, die gegenwärtige Lage sei jedoch so, daß eine weitere Verminderung des Goldfonds einen Schlag gegen die wichtigsten wirtschaftlichen Interessen der Sowjetunion bedeuten würde.

Nach der letzten veröffentlichten Generalsbilanz der Russischen Staatsbank zum 1. März ist der Edelmetall- und Auslandswalutareferenzen auf 240,8 Millionen Rubel zurückgegangen gegenüber 282,5 Millionen am 1. Januar. Nach dem Ausweis der Zentrale der Staatsbank zum 1. April betrug der Edelmetall- und Rohstoffbestand der Bankzentrale 232,89 Millionen Rubel, von denen 230,2 Millionen als Notendeckung dienen.

Die große öffentliche Anleiheaktion.

Die angekündigte große Anleiheaktion der Reichspost und des preussischen Staates nimmt jetzt ihren Anfang mit der Ausgabe von Anleihen in Höhe von zunächst 100 Millionen Mark, von denen 70 Millionen für die Reichspost, 30 Millionen für Preußen bestimmt sind. Zwei Bankkonzerne, die unter Führung der Reichspost und der Preussischen Staatsbank gegründet wurden, übernehmen von der Postanleihe 50, von der Staatsanleihe 10 Millionen zum Vertrieb. Die Schuldtitel, die ausgegeben werden, sind 6½-prozentige Schatzanweisungen, die zum Nennwert am 1. Oktober 1930 zurückzuzahlen sind. Beide Anleihen dienen werden den Zwecken. Sie werden zu einem Kurse von 98 Proz. in der Zeit vom 21. bis 28. April zum Verkauf aufgelegt. Je 20 Millionen Mark sind bereits fest begeben, und zwar mit sechsmonatlicher Sperrfrist. Bei der Zeichnung der übrigen Anteile sollen ebenfalls gesperrte Stücke bevorzugt werden.

Der starke Erfolg, den die Girozentrale mit der deutschen Kommunalgeldanleihe gehabt hat, veranlaßt diese, außer den bereits gezeichneten 40 noch weitere 20 Millionen Mark auf den Markt zu bringen, bei denen der Zeichnungskurs um 1/2, nämlich auf 98½ Proz. erhöht ist. Auch einzelne Kommunen setzen ihre Bemühungen, durch Anleihen sich größeres Kapital zu beschaffen, fort.

Der Gewinn der Banken.

Zu der Anleihe der Reichspost hören wir von gut unterrichteter Seite geschrieben:

Bereits vor mehr als einem halben Jahr sahle der Verwaltungsrat der Deutschen Reichspost den Beschluß, Mittel zur Errichtung werbender Anlagen wieder durch Anleihen zu beschaffen. Zuerst wurde beabsichtigt, eine Anleihe in Höhe von 130 Millionen Reichsmark in Amerika aufzunehmen. Die Verhandlungen hierüber kamen jedoch nicht vom Fleck, so daß der Gedanke einer Auslandsanleihe immer mehr in den Hintergrund trat. Später sprach man von einer langfristigen Inlandsanleihe, ohne doch aber dieser Plan der Verwirklichung nähergebracht werden konnte. Ein sozialdemokratischer Antrag, Postbank-Anweisungen auszugeben, und die so erhaltenen Mittel nach einigen Jahren durch eine langfristige Anleihe abzulösen, wurde vom Verwaltungsrat abgelehnt. Nun hat sich dieser Gedanke doch durchgesetzt.

Die Anleihe wird von einem Bankkonzern unter der Führung der Reichsbank zu einem Kurs von 96,5 Proz. fest übernommen. Der Aufschlag für das Publikum beträgt 98 Proz., so daß das Bankkonzern 1 050 000 M. an Provision einstellt. Bemühungen im Verwaltungsrat, die Anprovision herabzudrücken, und die Stückerlegung der Schatzanweisungen bis auf 100 Reichsmark durchzuführen — der kleinste Betrag soll auf 500 M. lauten —, hatten keinen Erfolg. Da nach dem Haushaltsplan der Deutschen Reichspost im ganzen eine Anleihe von 130 Millionen Mark aufgenommen werden soll, steht die Begebung einer zweiten Postanleihe in Höhe von 80 Millionen Mark noch bevor. Man hat darauf vorerst verzichtet, um den Geldmarkt nicht zu stark zu belasten.

Der Abbau bei den Banken.

Kritik der Bankbeamten in der Generalversammlung.

Wiederholt haben wir darauf hingewiesen, daß die Rationalisierung der Wirtschaft zwar zu einem weitgehenden Abbau von Arbeitern und Angestellten geführt habe, daß dagegen ein Abbau der Leitungen nicht in gleichem Maße stattgefunden habe, wie es im Interesse eines rationellen Arbeitens der Wirtschaft notwendig gewesen wäre. In der Generalversammlung der Deutschen Bank, in der die Diskussion über die Angelegenheiten der Banken im Vordergrund des Interesses stand, betonte Genosse Emonts als Vertreter des Allgemeinen Bankbeamtenverbandes, daß von den 82 Millionen Handlungsunkosten nur circa 48 Millionen auf verträglichmäßige Angestellte entfallen könnten; das sei ein Beweis dafür, daß der Leitungsapparat immer noch zu große Summen verdringte und des Abbaues in mindestens ebenso starkem Maße bedürftig sei, als der Angestelltenapparat. Die Zahl der Angestellten sei in den letzten zwei Jahren von 40 000 Beamten auf 24 000 heruntergegangen. Es sei notwendig, die Unkosten zu spezifizieren. Erst dann werde man ganz deutlich erkennen können, daß der Leitungsapparat zu teuer sei. Außerdem vertragen sich der rigorose Abbau und die Niedrigkeit der Gehälter durchaus nicht mit der immer wieder von der Wirtschaft betonten Tatsache, daß bei der jetzigen Lage der Wirtschaft eine Stärkung der Kaufkraft unbedingt geboten sei. Auch Vertreter anderer Organisationen gingen auf diese Dinge ausführlich ein. Als Beispiel für die niedrige Bezahlung der Angestellten wurde von diesen Vertretern angeführt, daß ein verheirateter 30jähriger Bankbeamter in der besten Ortsklasse monatlich brutto 200 M. und nach Abzug der sozialen Leistungen 174,30 M. verdiene.

In ihrer Erwiderung blieb die Verwaltung, in deren Namen Direktor Michalowsky sprach, die Antwort auf den notwendigen Abbau der Spitzen schuldig. Er betonte, daß die Festlegung der Gehälter nicht von der einzelnen Bank abhängig sei, sondern daß diese Sache der Verbände sei. Das durchschnittliche Monatseinkommen eines Berliner Tarifangestellten habe im Januar 1924 126,57 M. betragen und sei im Januar auf 250,33 M. gestiegen. Bei den auswärtigen Niederlassungen stellen sich die Sätze auf 135 bzw. 240 M. Von den anerkennenden Worten, die der Direktor über die Tätigkeit der Beamten aussprach, können diese, so gut diese Worte auch gemeint sind, leider nicht leben. Was die Gratifikationen anbetrifft, so würden diese von Fall zu Fall gegeben werden und nicht mehr, wie es bisher geschah, allgemein. An Pensionen und Abfindungen seien im vergangenen Jahr allein 5 Millionen von der Deutschen Bank ausgebracht worden. Der Abbau der Beamten sei vorerst noch nicht beendet. Die Zahl der Beamten betrage immer noch 144 Proz. des letzten Vorkriegsstandes. Die Bilanz wurde nach unweilentlichen Erörterungen gegen den Protest Emonts, der über 875 Stimmen verfügte, genehmigt.

Zu der Stellungnahme der Verwaltung ist zu bemerken: Was die Höhe der Angestelltengehälter betrifft, so kommt es doch nicht darauf an, wieviel Nominallohn der einzelne Angestellte erhält, sondern wieviel Reallohn. Und daß dieser hinter dem Vorkriegsstand zurückbleibt, darüber wird niemand im Zweifel sein. Wenn die Verwaltung weiter ausführt, daß der Beamtenapparat heute noch 144 Proz. des Vorkriegsstandes habe, so muß dem gegenüber doch darauf hingewiesen werden, daß einmal die Technik des Bankgeschäftes komplizierter geworden ist. Wie wir erfahren, wird neuerdings in den Großbanken eine starke Lehrlingszählerei betrieben. Man schafft sich durch Anstellung von Lehrlingen billige Arbeitskräfte und legt diese nach Beendigung der Lehrzeit rigoros auf die Straße. Was die Banken in den Angestelltenfragen tun, ist keineswegs geeignet, der Befundung unseres Wirtschaftslebens zu dienen.

Goldfunde in Panama. In Panama sind Funde von Goldlagern gemacht worden, die der industriellen Ausbeutung in größerem Umfang erschlossen werden. Unter dem Namen Panama Corporation wurde mit zwei Millionen Pfund Sterling Kapital eine englische Gesellschaft gegründet, die die Konzession auf 5000 Quadratkilometer Landes in Panama erhalten hat. Die Gesellschaft wird zunächst zehn Jahre lang das gesamte Gebiet unterhalten und die Ausbeutung in Angriff nehmen. Für die Nutzung hat sie eine Abgabe von 2 Proz. des Wertes der ausgeführten Goldmengen zu zahlen. Die von ihr erschlossenen Gebiete sollen der Gesellschaft überreignet werden.

Aus der Partei.

Wissenschaftliche Grundlagen sozialdemokratischer Politik.

Die Wandlung von der Utopie zur sozialistischen Weltanschauung war eine Folge planmäßiger wissenschaftlicher Durchforschung der bestehenden Gesellschaftsordnung, ihrer Entwicklung und der aus ihrer Kritik zu ziehenden Folgerungen zur Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft, bei der gleichzeitig für die uns so wichtigen Grundlinien der wahrscheinlichsten zukünftigen Entwicklung gewonnen wurden. Richtigemgemäß war und ist diese gewaltige Arbeit von einem einzelnen nicht zu bewältigen. Unsere besten Köpfe arbeiteten und arbeiten auf einzelnen Spezialgebieten von Grund auf und schufen erst in der Summe der Ergebnisse ihrer Arbeiten die Grundlagen ihrer Weltanschauung und der daraus resultierenden praktischen Tagesarbeit.

Diese wissenschaftlichen Ergebnisse geben dem sozialistischen Kampftänzer die zum Tageskampf notwendige felleinste Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Anschauungen, die Anregungen zur praktischen Tagesarbeit im Interesse der sozialistischen Entwicklung bei größtmöglicher Ausnutzung der durch unsere veränderte Stellung im Staat gegebenen Verhältnisse.

Zur Befriedigung dieses brennenden Bedürfnisses entstand die sozialistische wissenschaftliche Zeitschrift; früher, bis zur Inflation, die von Karl Kautsky geleitete „Neue Zeit“, jetzt die vom Genossen Dr. Rudolf Hilferding herausgegebene Monatschrift „Die Gesellschaft“.

Die Wichtigkeit eines solchen wissenschaftlichen Organs braucht unseren Genossen nicht erst bewiesen zu werden. Das Bedürfnis nach ihm empfinden sie in ihrer Tagesarbeit zur Genüge. Es ist ja für den tätigen Sozialisten unentbehrlich. Jeder Genosse sollte daher sofort ein kostenloses Probeheft bei dem Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3, oder ein laufendes Abonnement bei unserer Parteibuchhandlung oder durch einen „Vorwärts“-Speditur bestellen. Erst durch weitestgehende Verbreitung in Parteifreien und durch eifrige geeignete Mitarbeit der Genossen wird die Aufgabe unseres aktuellen wissenschaftlichen Organs „Die Gesellschaft“ erfüllt.



WICHSMÄDEL
Das Beste und Sparsamste

Preis: 1/2 Dose 75 Pfennig, 1/2 Dose 1,40, 1/2 Dose 2,30 Mark
Erhältlich in allen einschlägigen Geschäften.
Wichsmädel-Werke, Dresden-Berlin, Fernsprecher: Moritzplatz 11 360

*) Das Komitee der Banken stellte in seiner Sitzung fest, daß die Ursachen der Erhöhung des privaten Diskonts nicht in den Bedingungen des Geldumschlags liegen, sondern in dem Mangel an freien Mitteln auf dem privaten Geldmarkt.“ („Ökonomische Schiza“ vom 27. März.)